J. ST. MILLS

# LEHRE VOM WERT, PREIS UND DER BODENRENTE.

EIN BEITRAG ZUR KRITIK
DER POLITISCHEN OEKONOMIE MILLS.

INAUGURAL-DISSERTATION

ZUR

ERLANGUNG DER PHILOSOPHISCHEN DOCTORWUERDE

DER

HOHEN PHILOSOPHISCHEN FACULTAET

DER

UNIVERSITAET BASEL

ACAD.
LUGD.BAT.
BIBL.

VORGELEGT VON

FRIEDRICH KRIEGEL

AUS BERLIN.

1897

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41548622_0137

Meiner lieben Mutter.

# Vorwort.

In der Geschichte der Nationalökonomie erscheint J. St. Mill als Trabant der orthodoxen Schule, speciell innerhalb der von Ad. Smith Stellung nehmend.

Von grosser Wichtigkeit für die politische Oekonomie scheint es mir jedoch, dieses allgemeine Urteil zu prüfen, um es dann entweder genauer zu begründen oder doch wenigstens die Nuance des Smithianismus anzugeben, welche die Millsche Auffassung der Nationalökonomie darstellt. Selbst wenn das allgemeine Urteil sich als richtig erweisen sollte, so liegt für die wissenschaftliche Erkenntnis aller Wert bei den begrifflichen Determinationen, welche nur das Resultat einer eingehenden Specialuntersuchung sein können. Und gerade bei der so überaus anschmiegsamen und aufnahmsfähigen Natur Mills, welcher sich, kritisch und konstruktiv, der geistigen Strömung seiner Zeit zu bemächtigen suchte, lässt sich voraussetzen, dass er nicht ohne weiteres die Aufstellung der klassischen Schule acceptiert und seine Aufgabe darin erkannt haben wird, ihnen neben unwesentlichen Berichtigungen eine schärfere und prägnantere Fassung zu geben. —

Aus der Fülle des Materiales, das sich darbot, habe ich Mills Lehre vom Wert und im Anschluss daran vom Kapitalgewinn und der Bodenrente herausgeschält und zum Gegenstand der Untersuchung gemacht. Für die mannigfachen Anregungen und Winke, die ich dabei empfangen, spreche ich Herrn Prof. Dr. Th. Kozak, Vorsteher des staatswissenschaftlichen Seminars der Universität Basel, meinen aufrichtigen Dank aus.

Basel, im Mai 1897.

**Der Verfasser.**

# Inhaltsverzeichnis.

Einleitung.

Capitel I. Die Stellung der Lehre vom Wert innerhalb des Millschen Systems . . . . . S. 10

Capitel II. Aufgabe einer Werttheorie und diesbezügliche Mängel bei Mill . . . . . „ 12

Capitel III. Wert und Preis . . . . . „ 13

Capitel IV. Gesetze für die Wert- und Preisbestimmung. Allgemeines . „ 14

Capitel V. Mills Einteilung der Waren in drei (vier) Klassen . . . „ 16

Capitel IV. Gesetze des Preises für die Konkurrenzgüter. Produktionskostentheorie . . . . . „ 18

A. Analyse der Arbeit . . . . . „ 24

B. Arbeitslohn . . . . . „ 26

C. Kapitalgewinn . . . . . „ 35

Capitel VII. Widersprüche Mills betreffs des absoluten und relativen Wertes . . . . . „ 39

Capitel VIII. Ponokratische Kritik der Millschen Werttheorie . . . . „ 42

Capitel IX. Weitere Beiträge zur Kritik der Millschen Wertlehre . . „ 45

Capitel X. Widerspruch in Mills Begründung des Rechts auf Kapitalgewinn . . . . . „ 46

Capitel XI. Waren, die ein natürliches Monopol besitzen . . . . . „ 48

Capitel XII. Von der Bodenrente im Verhältnis zum Wert . . . . . „ 50

Resumé . . . . . „ 63

# Einleitung.

Seit Beginn einer streng wissenschaftlichen Behandlung der politischen Oekonomie bildet die Lehre vom Werte ihr Fundament.

Beginnen wir mit der sogenannten klassischen Schule, so finden wir den Wertbegriff im Mittelpunkt ihrer Untersuchungen. Gemäss ihrer unmittelbaren Aufgabe, die bestehenden wirtschaftlichen Verhältnisse zu erklären, wird Ausgangspunkt für ihre Theorie das Problem des objektiven Tauschwerts oder Preises. Sie erkennt den Einfluss der wirtschaftlichen Machtverhältnisse, sowie der Konjunkturen auf die Preisgestaltung wohl an, eliminiert sie aber, um ein Gesetz für die normalen, natürlichen Preise aufstellen zu können, als ob die Schwankungen der Marktverhältnisse nicht natürlich und nicht ursächlich bedingt wären. Damit gemeint waren aber ohne Zweifel die konstanten Faktoren der Preisbildung. Sie sieht als das in den zu vertauschenden Waren Gemeinsame und das ihren Werten (und Preisen) konstant zu Grunde Liegende die Produktionskosten an. Es wird vom Gebrauchswert gesprochen, derselbe mit Nützlichkeit, Brauchbarkeit identificiert, dann aber, als für die Preistheorie unwichtig, fallen gelassen. Als normaler Tauschwert der beliebig vermehrbaren Güter werden die Kosten, unter denen Arbeit, Kapital- und Bodenrente (Smith) zu verstehen sind, angesprochen. Daneben zeigen aber die Häupter der Schule, Smith und noch mehr Ricardo, die Tendenz, neben der Kostentheorie noch eine Arbeitswerttheorie zu vertreten, welche versucht, den Wert der Güter auf die zu ihrer Erzeugung aufgewandte Arbeit zu stützen, die Produktionskosten also auf

einen einzigen Faktor zu reduzieren. Beide Theorien laufen besonders bei Ricardo nebeneinander her und auch Mill, der hierin demselben Gefolgschaft leistet, ist sich des Doppelcharakters seiner Werttheorie nicht bewusst geworden.

Die Wirklichkeit entschied bald darüber, dass nicht die nach dieser Theorie normalen, natürlichen Preise, sondern die „unnatürlichen" Oscillationspreise die Regel bildeten.

Die bei den Klassikern gefundenen Spuren einer Arbeitswerttheorie wurden von Rodbertus und Marx fast gleichzeitig aufgenommen; besonders letzterer gab sich Mühe, dieselbe in scharfer Formulierung in ein System zu bringen. Marx stellt an den Anfang seiner Analyse des gegenwärtigen kapitalistischen Produktionssystems sehr bezeichnenderweise die Analyse des Warenbegriffs; von dieser Analyse der Ware geht er dann auf die Analyse der Gesetze über, nach denen sie getauscht wird, d. h. des Wertes. Er scheidet Gebrauchswert und Wert. Gebrauchswert ist die specifische, natürliche Eigenschaft eines Gutes; Wert einer Ware, die ihren Gutscharakter beibehält, ist die abstrakte menschliche Arbeit überhaupt, gemessen an der gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit. Nicht als qualitativ verschiedene Gebrauchswerte, sondern als quantitativ gleiche Werte, als Arbeitsverkörperungen, die an der Zeit ihrer durchschnittlichen Herstellungsdauer ihr Mass haben, lassen sich die Waren austauschen. Mit dem Nachweise aber, dass für den Austausch qualitativ verschiedener Güter als tertium comparationis ihr Arbeitscharakter gedient habe und dass dieser ihr Arbeitscharakter objektiviert sei in der zur Herstellung der qualitativen Güter notwendigen Arbeitszeit, fällt Marx aus der Analyse in die Konstruktion. Diese Behauptung ist historisch nicht nachweisbar; sie ist eine Konstruktion, welcher der Gedanke zu Grunde liegt, dass an den Gütern wertvoll im ökonomischen Sinne nicht das Stoffliche, sondern das Moment der Arbeit sei, und darum, wenn eine gerechte wirtschaftliche Ordnung herbeigeführt werden solle, gesucht werden müsse nach einem Massstabe der in verschiedenen Gütern verkörperten menschlichen Arbeit. Das aber ist Postulat, nicht mehr Analyse.

Auch nach Rodbertus ist Arbeit dasjenige, was allein den Gütern Wert giebt. Aber indem er zwischen subjektivem und objektivem Kapital unterscheidet, wie das übrigens auch der von ihm und Marx beeinflusste Wittelshöfer thut, trennt er scharf Analyse und Postulat. Er vertritt ähnliche Anschauungen diesbezüglich wie Marx, aber in der Form des Ideals.

Die von den Klassikern und ihren Epigonen so sehr vernachlässigte Seite der Wertbestimmung — der Gebrauchswert oder Nutzen — sollte noch Berücksichtigung finden. Ist Gossen als Vorgänger, so sind Jevons, Menger und Walras als Begründer und v. Boehm-Bawerk und v. Wieser als neuere deutsche Vertreter der subjektiven Werttheorie zu betrachten. Der Wertbegriff wird von ihnen folgendermassen formuliert: „Wert ist die Bedeutung, welche konkrete Güter oder Güterquantitäten für uns dadurch erlangen, dass wir in der Befriedigung unserer Bedürfnisse von der Verfügung über dieselben abhängig zu sein uns bewusst sind". (Menger). Nicht der Nutzen allein also, sondern das kausale Verhältnis der menschlichen Bedürfnisse zu den Objekten ihrer Befriedigung: den Gütern, d. h. ihre Wichtigkeit und Seltenheit wird als Wesen des Wertes erklärt; nicht aber der Nutzen in abstracto, sondern der geringste Nutzen, zu dem ein Gut bei gegebener Sachlage mit Rücksicht auf Bedarf und Vorrat wirtschaftlicherweise noch verwendet werden darf, ist wertgebend. Dieser Nutzen ist der Grenznutzen eines Gutes; er steigt mit dem Bedarf und sinkt mit dem Vorrat. Dieser Grenznutzen ist der Wert der Konsumgüter. Der Wert der Produktivgüter hängt ab von dem Grenznutzen der endlichen oder Konsumgüter; er wird also nach dem niedrigsten Grenznutzen der zu ihrer Herstellung erforderlichen Güter geschätzt. Der objektive Tauschwert oder Preis ist dann die Resultante dieser einzelnen Wertschätzungen.

Sind nun die Preise wirklich das Resultat subjektiver Wertschätzung? Ist denn der Gebrauchswert das Entscheidende in einer Wirtschaft wie der heutigen, in der gar nicht für den eignen Gebrauch, sondern für den Erwerb produziert wird?

Dass der Grenznutzen von Seiten der Käufer von Einfluss ist, ist so selbstverständlich, dass er wohl kaum je geleugnet worden ist; damit ist aber keineswegs das Zustandekommen des objektiven Tauschwerts oder Preises erklärt. Lässt sich selbst in dem einzigen Falle, in dem der Grenznutzen möglicherweise eine Rolle spielen könnte, in dem Falle, wo ein Käufer einem Monopolbesitzer gegenübersteht, der Preis genau quantitativ vorher bestimmen? Nur aus den sich im Preise objektivierenden Quantitätsverhältnissen, also ex posteriori, kann hier ein Rückschluss auf das sogenannte subjektive, d. h. natürliche, physiologische Bedürfnis als seiner ursächlichen Bedingung gemacht werden. Dieser „subjektive Ursprung" erhält eine objektive, allgemein gültige Norm in den Quantitätsverhältnissen; formaliter also und nicht materiell ist die Beziehung zwischen subjektivem Bedürfnis und Quantität eine Konstante. Die Grenznutztheorie erweist sich nicht fähig, die die Preisbildung beherrschenden Tendenzen zu erklären.

Einen von den bürgerlichen Oekonomen wie den Ponokraten (Sozialisten) gesonderten Standpunkt nimmt in der Werttheorie der Ponophysiokrat Effertz ein. Er hat wohl mit beiden Berührungspunkte, doch unterscheidet er sich schon durch die Methode seiner Untersuchung vollständig von ihnen. Denn nicht giebt er, wie diese, ausschliesslich eine Analyse einer bestimmten konkreten Form der Wirtschaftsorganisation, sondern gemäss seiner deduktiven Methode die Analyse einer sogenannten abstrakten Gesellschaft. Die bei dieser Untersuchung gewonnenen Ergebnisse benutzt er dann bei der Analyse des modernen, auf dem freien Erwerbe basierenden Gesellschaftsbaues.

Was ist nun Effertz' Gebrauchswert, was Tauschwert?

Jedes Gut besteht aus Gebrauchswert, Arbeit und Boden. Diese drei Bestandteile sind unabhänging von einander und je eine veränderliche Grösse. Gebrauchswert ist die Fähigkeit eines Gutes, irgend ein Bedürfnis zu befriedigen; derselbe steigt, wenn der Logarithmus der Menge steigt. Damit führt Effertz den vielumstrittenen Hauptsatz der Psychophysik, das sogenannte

Weber-Fechnersche Gesetz, in die Nationalökonomie ein; jenes Gesetz, wonach, je intensiver die bereits vorhandene Empfindung ist, der Reizzuwachs immer grösser werden muss, damit er in der Empfindung eben noch merklich werde. Effertz nun setzt für Empfindung die durch den Gebrauch der Güter verursachte Bedarfsbefriedigung, für Reiz die Menge der Güter in die Formel ein: die Intensität des individuellen Befriedigtseins verändert sich arithmetisch, wenn die Menge der Güter sich geometrisch ändert, d. h. „mit der Masse der einem individuellen Bedürfnisse zur Verfügung stehenden Befriedigungsmittel nimmt das Mass des individuellen Befriedigtseins nicht proportional zu.“[1]) Zu ähnlicher Formulierung des Gesetzes gelangte schon, wie dies Effertz u. W. zum ersten Male hervorhebt, gelegentlich eines Versuches, den Wert der Glücksfälle zu bestimmen, Daniel Bernoulli; er kommt dabei zu der Annahme, dass der Wert eines beliebig kleinen Gewinnes dem schon vorhandenen Vermögen umgekehrt proportional sei.

Gehen wir nun zur Betrachtung einer konkreten, z. B. der bürgerlichen Gesellschaft über, so sehen wir den Tauschwert in die Erscheinung treten. Meist an der Hand einer Kritik der ponokratischen Werttheorie giebt Effertz seine eigene. Die Ponokraten versuchten den Tauschwert dadurch zu bestimmen, dass sie das tertium comparationis der auszutauschenden Waren aufsuchten; sie fanden es in dem gleichen Quantum abstrakter Arbeit, welche in den zu tauschenden Waren steckt. Ein doppelter Fehler: sie liessen die beiden wichtigen Bestandteile jedes Gutes — Boden und Gebrauchswert — unberücksichtigt, dann aber auch übersahen sie die gerade mit dem Uebergange zur „Warenproduktion“ von Einfluss werdenden Verkehrselemente des Angebots und der Nachfrage. Dem Tauschwert liegen sowohl die Elemente der Produktion, d. h. Arbeit, Boden, Gebrauchswert und deren Qualitäten, als auch die Elemente des Verkehrs: die intensive und extensive Konkurrenz, d. i. das Verhältnis zwischen Angebot und Nachfrage, zu Grunde. Was ist nun Tauschwert? Es ist die Funktion aller dieser veränderlichen Elemente. Wegen der beständigen Veränderlichkeit der

Verkehrselemente ist es jedoch schwer, ja unmöglich, den Tauschwert einer Ware in einer anderen auszudrücken. Um diesen Missstand zu beseitigen, muss man zu einer Hypothese greifen: das zum Massstabe des Tauschwerts gemachte Geld als konstant ansehen.

Betrachtet man nun die einzelnen in der bürgerlichen Gesellschaft vorkommenden Geschäfte, so zeigen sie überall Ungleichheiten von Leistungen und Gegenleistungen. Um eine solche, den Arbeitslohn, zu erklären, hatten die Ponokraten, besonders Marx, zur Mehrwerttheorie ihre Zuflucht genommen. Effertz bezeichnet nun als Brennpunkt im Problem des Tauschwerts die Frage nach dem Einkommen, deren Lösung zugleich die bestehenden Ungleichheiten erklären soll. Jedes Einkommen, als Naturaleinkommen betrachtet, zerfällt in Arbeits- und Bodeneinkommen oder, sofern in den Kulturgütern vorwiegend Arbeit, in den Nahrungsmitteln vorwiegend Boden enthalten ist, in Kulturmittel- und Nahrungsmitteleinkommen. Je nach dem besonderen Verhältnis dieser beiden Einkommensfaktoren kann man von einer Beherrschung der Arbeit oder des Bodens sprechen; wer durch sein Einkommen übermässig viel Boden beherrscht, thut nicht nur dies, sondern vernichtet, d. h. macht anderen die Existenz zur Unmöglichkeit. Zwischen Arbeitern und Unternehmern, resp. den hinter diesen steckenden Konsumenten spielen sich jedoch nur Beherrschungskämpfe ab. Es giebt in der Gesellschaft ausser den Vernichtungskämpfen auch Beherrschungskämpfe oder Kämpfe fürs Dasein, welche Begriffe erst durch Effertz eine getrennte, scharfe Formulierung in der Nationalökonomie erhalten haben.

Effertz geht insofern über die Ponokraten hinaus, als er den von ihnen vernachlässigten, für das Bevölkerungsproblem aber ausserordentlich wichtigen Bodenfaktor eine der Arbeit koordinierte Stellung anweist. Der ausschliesslich auf Arbeit basierenden Marxschen Mehrwerttheorie stellt er seine Theorie der Beherrschungs- und Vernichtungskoeffizienten entgegen.

Effertz' Theorie ist von ihrem Fundamente, dem Arbeit und Boden enthaltenden Gute, bis zu ihrem letzten Problem,

dem Verhältnis des Einkommens zum Arbeitstage streng logisch durchgeführt. Dadurch aber, dass er in den Mittelpunkt des Tauschwertproblems die Einkommensverteilung stellt, erklärt er die in der kapitalistischen Wirtschaftsweise beruhende Ungleichheit des in Geld geschätzten Arbeitseinkommens, des Lohnes der arbeitenden Klasse; von Wichtigkeit für die heutige Produktionsorganisation scheint aber doch wohl die Erklärung der Gestaltung des objektiven Tauschwerts und Preises im modernkapitalistischen Sinne und seiner Bildung seitens der dabei ausschlaggebenden Klasse der Unternehmer. Solches Problem hat u. E. Effertz nicht vorgelegen.

Nicht „reine Wirtschaftstheorie" zu geben beabsichtigt, sondern zur „Erkenntnis der Wirklichkeit" beizutragen sucht Joh. Wernicke (Der objektive Wert und Preis, Jena 1896). In dem Mittelpunkte seiner Untersuchungen stehen die objektiven, realen Faktoren der Wert- und Preisbildung. Nach einer genetischen Erklärung des Wertbegriffes gelangt er zum Resultat: „Der objektive Wert ist die ursprüngliche Bedeutung der Dinge des Wirtschaftslebens, welcher auf objektiven, für den Einzelnen apriorischen Elementen, Bedarf und Vorrat, ruhend, in der modernen Volkswirtschaft dadurch gebildet wird, dass für jede Güterart und -sorte eine gewisse Quote des Volkseinkommens je nach der objektiven Brauchbarkeit der betreffenden Güter verfügbar ist, welche auch noch den am teuersten Produzierenden ihre objektiv gegebenen Kosten ersetzen muss. Der Preis ist der Ausdruck dieser Quantitätsverhältnisse in Geld, der aber von dem nach der ökonomischen Sachlage gerechtfertigten — natürlichen Wert — durch alle möglichen Zufälligkeiten und Umstände abweichen kann."

Was ist nun Wert, wirtschaftlicher Wert, volkswirtschaftlicher Wert?

Der Wert beruht auf einem in der menschlichen Natur begründeten Gefühl, welches die Dinge, je nachdem sie Bedürfnisse irgend welcher Art, also auch ästhetischer und intellektueller Natur, befriedigen, bald vorzieht, bald zurückweist, ihnen also Werte anheftet. Von diesen ursprünglich bewertenden

Gefühlen, die als Lust- und Unlustempfindungen auftreten, werden dem menschlichen Handeln Zwecke gesetzt, indem wir die Gegenstände der Lustempfindungen zu erstreben, die der Unlustempfindungen zu meiden suchen. Folgt dann hinterher eine zweite (abgeleitete) Gruppe von Lust- und Unlustempfindungen, welche nicht den Gegenständen an sich, sondern dem Streben nach ihnen, dem Handeln Werte anheftet, nämlich je nach dem Masse, in welchem sein Objekt erreicht, sein Zweck erfüllt ist.

Dieser natürliche Bewertungsvorgang führt nun, auf die wirtschaftlichen Güter angewandt, zum wirtschaftlichen Werte. Wirtschaftlicher Wert ist die Nützlichkeit, die Brauchbarkeit, die wirtschaftliche Güter mit Rücksicht auf Qualität und Quantität für unsere Bedürfnisbefriedigung haben. Dieser Wert ist der Gebrauchswert. Kultur und Technik, ihre langsame Entwicklung sowie Arbeitsteilung vorausgesetzt, objektivieren allmählich innerhalb der einzelnen Wirtschaftskreise Bedürfnis- und Befriedigungsmittel; die Bedürfnisse werden zu objektiven, quantitativ ausdrückbaren Bedürfnissen, denen die quantitativ-qualitativ bestimmten Befriedigungsmittel gegenüberstehen. Durch die Entstehung und Anwendung des Geldes und durch die regelmässige Preisbildung konsolidiert sich dann, wie dies Wernicke treffend ausführt, die objektive Natur des Gebrauchs- und Tauschwertes.

Mit der zunehmenden Arbeitsteilung und der damit fortschreitenden Trennung von Produzenten und Konsumenten nimmt der Markt und auf diesem der Händler eine wichtige Stellung ein. Der erst lokale Markt wird zum interlokalen, endlich zum internationalen Markte, sein Beherrscher wird der Grosshändler; er ist der Distributeur, er bestimmt Produktion wie Konsumtion dadurch, dass er die Preise zu regulieren sucht, was nur ihm allein in gewissem Sinne möglich ist. Ausgangspunkt für seine geschäftliche Operation ist auch ihm das Verhältnis zwischen Bedürfnis- und Befriedigungsmitteln, zwischen Angebot und Nachfrage, aber zunächst nicht das zukünftige, sondern das gegenwärtige, wie es auf dem Markte seinen konkreten Ausdruck durch den Preis gefunden hat. Der gegenwärtig gezahlte Preis

bildet für ihn die Grundlage zukünftiger Preisgestaltung. Für diese nun wird das Moment der Spekulation von Einfluss. Der Grosshändler sucht unter Berücksichtigung der aktuellen wirtschaftlichen, politischen, dann aber auch der allgemein menschlichen Verhältnisse und Zustände die quantitativ bestimmte zukünftige Nachfrage, die sich ihm in einer Zahl ausdrückt, vorauszuberechnen; darnach richtet er dann das Angebot, d. h. den Einkauf bei den Produzenten, die er dadurch von sich abhängig macht, ein. Die ihn hierbei beherrschende Tendenz ist der Wunsch einer ihm möglichst günstigen Differenz zwischen seinen Kosten und dem Verkaufspreis. Der mit Berücksichtigung aller dieser Momente, besonders von der Spekulation abhängige, kalkulierte Wert ist der modern-volkswirtschaftliche Wert. Ob er sich im Preise realisiert, ob die Spekulation richtig, ob Unmögliches möglich geworden, darüber entscheiden die konkreten Marktverhältnisse, das zeigt der wirklich gezahlte Marktpreis im Vergleiche mit dem kalkulierten.

Die Frage, ob sich für unsere wirtschaftliche Produktionsweise die Preise quantitativ genau vorherbestimmen lassen, kann, im Hinblick auf die Natur unserer Produktion für den Erwerb, welcher Anhaltspunkte für die Grösse des Bedarfs nur durch die Spekulation gegeben sind, wohl mit einem Nein beantwortet werden.

Der hier kurz skizzierte, in der Wirklichkeit vertretene Standpunkt einer objektiven Wert- resp. Preistheorie soll Kriterium bei der Untersuchung des Millschen Wertbegriffs bilden.

## CAPITEL I.

# Die Stellung der Lehre vom Wert innerhalb des Millschen Systems.

Der Begriff des Wertes wird von Mill in dem dritten Buche seiner „Grundsätze der politischen Oekonomie“ behandelt, das dem „Tausche“ gewidmet ist. Für die Darstellung „der Bedingungen der Produktion“, also das erste Buch, sei die Theorie des Wertes unwesentlich, da jene Bedingungen unabhängig seien von einer bestimmten gesellschaftlichen Ordnung der Wirtschaft. Wo die Theorie des Wertes früher gestreift worden, da sei es gelegentlich des Problems der Verteilung des Ertrages der Produktion geschehen. Man sollte folglich meinen, dass die Theorie des Wertes entweder vor oder zugleich mit dem Problem der Verteilung des Ertrages zur Behandlung käme. Da das Problem der Verteilung auf der Konkurrenz als seinem Fundamentalgesetz beruht,[2]) das Gesetz der Konkurrenz aber die Lehre vom Tauschwert voraussetzt, so hätte die Systematik folgende Ordnung verlangt: 1) Produktion, 2) Wert (Tauschwert), 3) Verteilung.

Diese Anordnung wäre ganz im Sinne Mills, weil sie gestattet hätte, die Produktion als eine solche zu betrachten, welche auf Naturfaktoren oder allgemeinen gesellschaftlichen Faktoren beruht, und nur so weit zu behandeln, als diese allgemeinen, natürlichen und gesellschaftlichen Faktoren ihr zu Grunde liegen. Ob Mill thatsächlich im Buche über die Produktion nur die natürlichen und allgemeinen gesellschaftlichen Erfordernisse derselben behandelt hat und als Volkswirt hat behandeln können und sollen, ist eine Frage, die am besonderen Orte zu diskutieren ist. Thatsächlich genügt ein Blick in das erste Buch, um zu erkennen, dass seine Analyse der Produktion, die Aufzählung ihrer Faktoren: Arbeit, Kapital, Land, wie

weiter ihre ganze Charakteristik (Wert der Arbeit, Wert des Bodens, die Fundamentalsätze in Betreff des Kapitals) die gegenwärtige gesellschaftliche Ordnung der Wirtschaft voraussetzt. Wenigstens ist Mill die Scheidung zwischen natürlichen und allgemein gesellschaftlichen Bedingungen der Produktion von ihrer specifischen, einem gegebenen Systeme der Wirtschaft angehörigen Form nicht gelungen, während er sie doch offenbar nach dem ganzen Zusammenhange der Ausführungen in Buch III, Cap. I, 1, besonders nach dem Satze, dass selbst bei dem gegenwärtigen Systeme der Erwerbsthätigkeit der Tausch nicht das Fundamentalgesetz der Verteilung sei, sondern ein Teil der Maschinerie, also ein Mittel, für möglich hält. Daher auch der seltsame Widerspruch in dem Wortlaute seiner Ausführungen, der nur so zu erklären ist, dass Mill der systematische Aufbau seines Werkes nicht gegenwärtig gewesen ist, als er die Werttheorie im dritten Buche in Angriff nahm. Denn Band I, pag. 253, sagt er: Für die Verteilung des Ertrages der Produktion ist der Faktor der Konkurrenz massgebend („entscheidend"). [3]) Nun ist der Faktor der Konkurrenz abhängig vom Tausche (vom Kaufen und Verkaufen), also ist für die Verteilung des Ertrages massgebend („fundamental") die Lehre vom Tausche. Denn mit dieser Lehre vom Tausche ist ja schliesslich nach Mills eigenen Ausführungen (pag. 100, 101) die Lehre vom Wert oder Tauschwert identisch. Aber mitten in diesem Zusammenhange leugnet er dann wieder ganz einfach, dass „selbst bei dem gegenwärtigen Systeme der Erwerbthätigkeit" der Tausch das Fundamentalgesetz der Verteilung des Ertrages sei (pag. 100). Trotzdem besteht kein Zweifel, dass Mill diese Behandlungsweise der Hauptgebiete der politischen Oekonomie vorgeschwebt hat, doch durchbricht er nicht den von der orthodoxen Schule geschaffenen Rahmen, während die neueren, in seinen Spuren wandelnden Schriftsteller, wie Marshall, den untrennbaren Zusammenhang zwischen dem Problem der Verteilung und dem des Tausches mit aller Schärfe betonen. [4])

## CAPITEL II.

## Aufgabe einer Werttheorie und diesbezügliche Mängel bei Mill.

Es ist auf einen weiteren Mangel der Millschen Betrachtungsweise aufmerksam zu machen. Er erklärt gleich auf den ersten Seiten des Buches vom Tausch, dass Wert gleich Tauschwert sei und wendet sich alsdann unverzüglich der Lehre vom Preise zu.[5]) Hier fallen sofort zwei Lücken der Behandlung in die Augen. Wir wollen erstens wissen, wie Naturobjekte für uns Werte werden, also die subjektive Basis kennen lernen, aus welcher 1) die Verwandlung der Objektwelt in eine Welt der Werte überhaupt stattfindet, und wodurch 2) die so geschaffenen Werte zu wirtschaftlichen Werten werden, wobei von einer Theorie der politischen Oekomie insbesondere die Auseinandersetzung der Umstände zu erwarten wäre, welche ökonomische Werte schaffen. Und wir wollen ferner wissen, durch welchen Prozess die Umwandlung der wirtschaftlichen Werte überhaupt in speciell volkswirtschaftliche, also in Tauschwerte zustande kommt, wobei wir die Frage als bejaht voraussetzen, dass ein Zustand der Gesellschaft denkbar sei, in welchem wirtschaftliche Werte noch nicht volkswirtschaftliche, Güter also noch nicht Waren sind. Das wären die Punkte, über die wir im Zusammenhange und folgerichtig belehrt sein möchten; denn wir glauben nicht, dass eine systematische Darstellung der Lehren vom Werte und vom Preise sich auf anderen als den angegebenen Grundlagen aufbauen könne.

Diese systematische Betrachtungsweise fehlt nun bei Mill; gelegentliche Bemerkungen reichen zur Beantwortung all der aufgeworfenen Fragen nicht aus.

CAPITEL III.

## Wert und Preis.

Wie zu erwarten, beginnt Mill mit der Gegenüberstellung von natürlichem (teleologischem) und künstlichem,[6]) von Gebrauchs- und Tauschwert. Um den Tauschwert zu schaffen sind zwei Bedingungen notwendig: Nutzen des Dinges und Schwierigkeit es zu erlangen, heisst es in Buch III, Cap. II, 1. Für Schwierigkeit des Erlangens können wir, gestützt auf das Citat aus De Quincey,[7]) sowie besonders im Hinblick auf die schliessliche Analyse der Produktionskosten (Cap. IV) Arbeit setzen. Was ist dann Gebrauchswert? Geht er nicht auch auf Dinge, die 1) nützlich sind und 2) uns meist nicht ohne Arbeit in den Schoss fallen? Mill geht über diese Dinge, welche Güter sind, ohne Waren zu sein, hinweg. Die oben aufgeworfenen Fragen betreffend die Verwandlung der Objektwelt in eine Welt der Werte überhaupt, bleibt unbeantwortet; die zweite Frage: wodurch die so geschaffenen Werte zu wirtschaftlichen Werten werden, wendet sich sofort mit Uebergehung der Umstände, welche wirtschaftliche Werte überhaupt schaffen, der Entstehung der volkswirtschaftlichen, durch den Tausch geschaffenen Werte zu. Indem Mill die Bemerkung Ad. Smiths anführt, es gebe Tauschwerte wie Diamanten,[8]) die einen sehr geringen oder gar keinen Gebrauchswert haben, Dinge, deren Gebrauchswert unendlich weit hinter dem Tauschwert zurückbliebe, zeigt er, dass es ihm lediglich um eine Analyse des gegenwärtigen volkswirtschaftlichen Wertes zu thun ist. Eine Werttheorie von unten auf, angefangen von den Naturbedürfnissen des Menschen, mit denen die Wertbildung zusammenhängt, fehlt. Darum ist auch die Gliederung der Werttheorie mangelhaft, denn wir vermissen die Aufeinanderfolge der Definitionen, 1) von Tauschwert, 2) der Ware, welche nur implicite vorhanden ist, indem am Ende des zweiten Buches, Cap. I, 2, gelegentlich von kaufbaren Waren gesprochen wird und 3) von der Geldform der Waren, dem Preise.

## CAPITEL IV.

## Gesetze für die Wert- und Preisbestimmung. Allgemeines.

Es hat sich aus dem Vorhergehenden soviel ergeben, dass Mill sich lediglich mit der Theorie der kaufmännischen Werte und Preise (5) beschäftigen will. Es handelt sich nunmehr um die Gesetze für dieselben.

Wir fragen zunächst, was sind die Bestimmungsgründe für die Nützlichkeit wie für die menschliche Arbeit, die aus Dingen Waren macht? Mill antwortet bezüglich der Nützlichkeit: die Nützlichkeit einer Sache nach der Schätzung des Käufers ist die äusserste Grenze ihres Tauschwertes.[9])

Damit hätten wir einen subjektiven Bestimmungsgrund für den Preis (Tauschwert) der Waren. Wie objektiviert er sich auf dem Markte, der von der Konkurrenz beherrscht wird? Das zu fragen sind wir berechtigt, da uns Mill versprochen hat, bestimmte Gesetze vom Werte und vom Preise aufzustellen, sofern er, der Markt, lediglich durch die Konkurrenz bestimmt ist.[10]) Und da die Konkurrenz für die Preise im Grosshandel entscheidend ist (ebenda), so würde unsere Frage genauer also lauten: wie objektiviert sich der subjektive Bestimmungsgrund für die Preise der Waren, nämlich die Schätzung des Käufers oder der Nutzen für den Käufer, auf dem Weltmarkt oder im Grosshandel? Denn darauf kommt Mills Analyse hinaus.

Nun konstatiert Mill, meist in Anlehnung an De Quincey[11]), Folgendes: dass eine Sache überhaupt einen Tauschwert habe, Ware werde, setzt immer irgend einen Gebrauchswert derselben voraus, d. h. der Nutzen eines Dinges nach der subjektiven Schätzung des Käufers ist die unterste Grenze für den Tauschwert desselben. Wie aber reflektiert sich, fragen wir, diese unterste Grenze in dem Preise, d. h. in den quantitativen Austauschverhältnissen einer so geschätzten Ware gegen die allgemeine Ware Geld? Diese Frage hat in ihrer Bestimmtheit

Mill nicht vorgelegen, trotzdem können wir ihn mit De Quincey[12]) antworten lassen: im Preise reflektiert sich in 99 von 100 Fällen das subjektive Moment des Nutzens nicht, wohl aber äussert der Nutzen „seinen Einfluss auf den Käufer" (ebenda). In diesen Fällen wirkt also, wie es scheint, das Moment der Arbeit bestimmend auf den Preis ein. Wie aber steht es im hundertsten Falle, wo ein unbedingtes Monopol besteht und der Artikel nur bei einer Person zu erlangen ist (Spieldosenbeispiel pag. 108)? Reflektiert sich hier das subjektive Moment der Schätzung des Käufers in dem Preise? Aus den Bemerkungen, mit denen Mill das De Quinceysche Beispiel am Ende von Buch III, Cap. 2, 1, begleitet, folgt klar, dass jenes subjektive Moment sich in der Höhe des Preises wiederspiegelt, nicht aber eine Handhabe bietet, diesen letzteren genau quantitativ zu bestimmen. Mill spricht hier bezeichnenderweise nicht, wie nach dem durch De Quincey genommenen Anlaufe zu erwarten gewesen wäre, von dem Preise, sondern von dem Werte und der äussersten Grenze, bis zu welcher er in die Höhe getrieben werden kann. Also, schliessen wir, folgt aus der subjektiven Schätzung der Waren nichts, was, nach unten oder oben, auf ihre specifischen quantitativen Ausdrucksformen, die Preise, einen Schluss gestattet, sondern wir schliessen umgekehrt aus diesen letzteren, dass die subjektive Schätzung bald hoch, bald niedrig gewesen ist.

Was aber bestimmt denn nun die Preise? Soviel ist jedenfalls klar, dass wir für die Lehre von der Preisbestimmung auf die objektiven Marktverhältnisse verwiesen werden.

## CAPITEL V.

### Mills Einteilung der Waren in drei (vier) Klassen.[13]

Bevor Mill auf die Gesetze der Preisbestimmung der auf den Markt kommenden Waren eingeht, nimmt er folgende Klassifizierung derselben vor, deren Einteilungsgrund die Schwierigkeit der Erlangung der Güter ist:

1) solche, deren Angebot von Natur absolut beschränkt ist (natürliches Monopol);

2) solche, deren Angebot a) von Natur nicht beschränkt ist, resp. bei welchen b) die Schwierigkeit des Erlangens in der Verausgabung von menschlicher Arbeit oder sonstigen menschlichen Produktionsfaktoren besteht und deren Vermehrung c) ohne Vermehrung der Produktionskosten vor sich geht;[14])

3) solche, deren unbegrenzte Vermehrung zwar möglich ist, aber unter Erhöhung der Produktionskosten; hierher gehören vor allem die landwirtschaftlichen Erzeugnisse, besonders Rohprodukte der Erde;

4) Waren, welche in bedeutender, ja selbst in unbeschränkter Ausdehnung vermehrt oder vermindert werden können, deren Wert jedoch niemals von etwas anderem abhängt, als von Angebot und Nachfrage. Hierher gehört besonders die Ware Arbeit.[15])

Das Hauptinteresse liegt bei der zweiten Klasse von Waren, da sie ja am meisten auf dem Markte gehandelt werden. Die Klassen 1 und 3 der Waren sind gewissermassen extremere Fälle dieser grossen Kategorie (2).

Nun zeigt sich wieder ganz deutlich bei dieser Millschen Preisbestimmungslehre, dass Mill immer erst von der Peripherie der Erscheinung ins Centrum gedrungen ist.[16]) Von der Oberfläche, d. h. der äusserlichen Betrachtung der Marktverhältnisse aus gesehen, scheinen Angebot und Nachfrage die entscheidenden Preisdeterminanten: daher des dritten Buches zweites Capitel

über Nachfrage und Angebot in ihrem Verhältniss zum Werte. Bald zeigt sich aber besonders bei Betrachtung der zweiten Klasse von Waren, dass Angebot und Nachfrage selbst durch ein Gesetz „kontrolliert“ werden (während Angebot und Nachfrage den Preis selber nur „regulieren“). Was ist das „kontrollierende“ Gesetz? Mill antwortet darauf mit des dritten Buches drittem Capitel: Von den Produktionskosten in ihrem Verhältnis zum Werte. Nun führt aber die tiefere Analyse noch weiter, nämlich dahin, dass die Produktionskosten als letzte Preisbestimmungsdeterminante zwei ungleichwertige Bestandteile enthalten: Arbeit und Kapital. Folgt darum des dritten Buches viertes Capitel: Schliessliche Analyse der Produktionskosten, d. h. einer Betrachtung, die dem „fast alleinigen Element“ derselben gilt, der Arbeit (Buch III, Cap. 4, 1. pag. 123).

Ohne Zweifel hätte auch Mills Darstellung — wie seine Untersuchung — eine analytische sein können, aber indem er, während dieser allgemeinen Untersuchung, noch bevor er zu den letzten Preisbestimmungsdeterminanten im Capitel IV gelangt, die Frage behandelt, unter welchen Umständen die eine Klasse der Waren in die andere übergeht,[17]) wird der allgemeine Ueberblick verwirrt. Diese ganze Darstellung erscheint darum mangelhaft.

## CAPITEL VI.

### Gesetze des Preises für die Konkurrenzgüter. Produktionskostentheorie.

Wir kommen jetzt zu den Gesetzen über die Preisbestimmung selbst. Welche Gesetze gelten nun für die zweite Warenklasse? Mill antwortet:

„Wenn die Produktion einer Ware das Ergebnis von Arbeit und Verausgabung (expenditure) ist, so giebt es einen Minimumwert, welcher die wesentliche Bedingung ist, dass dieselbe fortdauernd produziert wird, die Ware mag nun eine unbegrenzte Vervielfältigung zulassen oder nicht. Der Wert ist zu jeder besonderen Zeit das Resultat von Nachfrage und Angebot und steht immer auf dem Punkt, der notwendig ist, damit sich ein Markt für das vorhandene Angebot ergiebt. Wofern aber dieser Wert nicht hinreicht, die Produktionskosten zu erstatten und ausserdem den gewöhnlichen Erwartungen vom Kapitalgewinne zu genügen, wird die Ware nicht länger produziert werden. Kapitalisten werden sich nicht dazu verstehen, auf die Dauer mit Verlust zu produzieren, und selbst auch nicht mit einem Gewinne, der geringer ist, als dass sie davon leben können. Personen, deren Kapital schon angelegt ist, und nicht leicht herausgezogen werden kann, halten es eine beträchtliche Zeit aus ohne Gewinn, ja selbst wohl gar mit Verlust, indem sie auf bessere Zeiten hoffen, allein sie thun dies nicht immerfort und lassen ab, sobald jede Aussicht fehlt, dass die Zeiten sich bessern werden. Kein neues Kapital wird in einem Geschäfte angelegt, wofern nicht dabei die Erwartung ist, nicht nur auf einigen Gewinn, sondern auf einen so bedeutenden Gewinn als zu der Zeit und an dem Orte von irgend einem anderen Geschäfte erwartet werden kann (wobei natürlich Rücksicht genommen werden muss auf den Grad der Annehmlichkeit des betreffenden Geschäfts in sonstigen Beziehungen). Ist solcher

Kapitalgewinn offenbar nicht zu erlangen, so unterlässt man wenigstens, das verbrauchte Kapital zu ersetzen, wenn man auch nicht das noch vorhandene herauszieht. Die Produktionskosten samt dem gewöhnlichen Kapitalgewinne kann man daher bezeichnen als den notwendigen Preis oder Wert aller Dinge, welche durch Arbeit und Kapital entstehen", und bei denen — können wir hinzusetzen — der Rohstoff unbegrenzt vorhanden ist. „Niemand produziert freiwillig mit der Aussicht auf Verlust. Wer dies thut, der thut es, weil er sich verrechnet hat, und korrigiert es so schnell als er dazu im stande ist.' (Buch III, Cap. 3, 1, pag. 117.)

Es lautet also das Grundgesetz für die Preisbestimmung aller zu 2 und 3 gehörigen Waren, die durch Arbeit und Verausgabung zu stande kommen, dass sie einen Minimumpreis haben, der sich berechnet aus den Produktionskosten „samt dem gewöhnlichen Kapitalgewinne". Wir würden sagen: Produktionskosten — „Produktionskosten samt dem gewöhnlichen Kapitalgewinne" enthält, wie sich zeigen wird, eine Tautologie.

Hinzuzufügen ist: dieses Gesetz gilt unter der Voraussetzung der freien Konkurrenz, welche bewirkt, dass die Produzenten auch als Maximum keinen anderen als diesen „notwendigen" Preis erwarten dürfen, was mit dem bekannten Hinweis darauf begründet wird, dass die Kapitalien jeweils den Betrieben zufliessen, die zeitweilig einen höheren Kapitalgewinn als den nach der Regel des natürlichen Preises garantierten abwerfen, wodurch eben der Ausgleich im Kapitalgewinn stattfindet.[18]) Und endlich ist hier zu bemerken, dass mit der Lehre vom „notwendigen" oder „natürlichen" Werte gleichzeitig die Bedingungen angegeben sind, unter denen überhaupt produziert wird.

Soviel steht also fest, dass nach Mill Ausgangspunkt für die Preisbestimmung der Waren der notwendige oder natürliche Wert ist, derjenige, welcher die Produktionskosten kalkulationsweise deckt. Dieser notwendige oder natürliche Wert besteht darum nicht weniger, weil er ein ideeller ist, d. h. als Kalkulation in den Köpfen der Produzenten steckt, und es ist gleich

hier zu beachten, dass der ideelle Wert auf Marktpreisen beruht und insofern diese letzteren sogar den ideellen Wert bestimmen. Nun aber geht diese Kalkulation weiter; sie besteht nicht einfach in der Addition der Ausgabenelemente: Kapitalgewinn, Arbeitslohn und Verausgabung für Rohmaterial und Halbfabrikate nach dem Stande der jeweiligen Marktpreise, sondern zugleich in der Anticipation des Verhältnisses zwischen mutmasslichem Angebot und mutmasslicher Nachfrage, annähernd genau in Zahlen ausgedrückt. Das Resultat ist wieder eine ideelle Bestimmung, die sich aber schon mehr der Wirklichkeit nähert als der ideelle Wert oder Centralwert, der als Minimum (pag. 117/118) ja insofern die Produktion bestimmt, als er über ihre Fortführung, Erweiterung oder Einstellung entscheidet; ja dieser zweite kalkulierte Wert wird oft thatsächlich schon mit der Wirklichkeit, den wirklich auf dem Markte gezahlten Preisen, zusammenfallen, da unter normalen Verhältnissen der Marktwert durch das bestimmt wird, was jener weiteren Kalkulation zu Grunde liegt: die letzte gedruckte Notierung über die Quantitätsbeziehung zwischen Angebot und Nachfrage.[19]) Diesen zweiten kalkulierten Wert möchte ich darum „natürlichen oder notwendigen Wert" nennen. Ad. Smith spricht allerdings schon vom natürlichen Werte und natürlichem Preise, ohne beide Termini zu scheiden, Mill identificiert den natürlichen Wert (pag. 122 und öfters) zwar meist mit den Produktionskosten, also mit unserer ersten ideellen Bestimmung, erklärt dann aber (pag. 122), der Marktwert stimme darum mit dem natürlichen so oft nicht überein, weil die Anticipation der Nachfrage, die in den kalkulierten Wert eingehe, fehlerhaft sei.[20]) Also ist bei Mill, was oben „natürlicher Preis" genannt wurde, implicite vorhanden.

Mill gelangt also zum Begriff des Minimums — der hier unsere beiden ideellen Bestimmungen decken soll — und stellt fest, dass der wirkliche Marktpreis mit diesem kalkulierten Minimum im Allgemeinen nicht zusammenfällt, sondern vielmehr um ihn herum oscilliert, weil, wie er ausdrücklich hervorhebt, Fehler in der Kalkulation des Verhältnisses zwischen

Angebot und Nachfrage die Regel sind, weil also, was auf dasselbe herauskommt, und ohne Zweifel im Sinne Mills ist,[21]) bei unserer Produktionsart das Verhältnis zwischen Produktion und Konsumtion quantitativ nicht genau bestimmbar ist.[22]) [23]) [24])

Daraus folgt, dass der kalkulierte Wert — in der kaufmännischen Praxis stets eine Zahl — zwar auf die Produktion einen Einfluss übt, je nachdem der wirkliche Marktpreis unter oder über ihm steht, dieser selbst aber bei dieser grossen Gruppe von Waren thatsächlich von Angebot und Nachfrage bestimmt wird, d. h. von den wirklichen Mengeverhältnissen, die sich in jedem Einzelfall auf dem Markte als sogen. Angebot und sogen. Nachfrage begegnen und darnach trachten, einander auszugleichen, wie Mill ganz treffend auseinandersetzt.[25]) Er hätte noch kräftiger betonen sollen, dass dieser Akt der Ausgleichung in dem Augenblick aktuell wird, da bestimmte Mengen Waren einmal da sind und auf den Markt kommen.

Diese Betrachtungen können nicht gut fortgesetzt werden, ohne dass man anfängt, sich im Kreise herumzudrehen, und Mill ist thatsächlich im dritten Capitel dieser Gefahr nicht entronnen. Ihm schwebt auf der einen Seite das eben charakterisierte Minimum vor und auf der andern Seite die quantitativ bestimmte Produktion, wodurch die speciellen Preise für die auf dem Markte einmal befindlichen Waren erwirkt werden.

Die Aufgabe aber war, das Paradoxon zu lösen, das in den einander widersprechenden Behauptungen liegt: die Nachfrage hängt vom Werte ab und der Wert hängt von der Nachfrage ab (pag. 111 ff.). Hat Mill das Paradoxon durch all die weiteren Erörterungen, die wir oben in eine systematische Ordnung zu bringen suchten, gelöst? Mit dem, was da steht, sicherlich nicht. Das Minimum I giebt mir den Massstab dafür, ob ich überhaupt produzieren soll, es ist der Ausgangspunkt der Produktion (s. o.). Das Minimum II bestimmt für mich anticipando die Grösse des Geschäfts, das ich machen werde, da ja bei der heutigen Produktion das Verhältnis zwischen Angebot und Nachfrage nie stationär

bleibt[26]) [27]) und darauf eben die Möglichkeit beruht, einen über die Produktionskosten hinausgehenden Preis zu erzielen, aber gleichzeitig auch die Grösse der Produktion. Wann immer aber die Ausgleichung zwischen Angebot und Nachfrage stattfindet, d. h. zwischen den darunter zú verstehenden Quantitäten eintritt, von der Mill (p. 114 o.) spricht, dann beginnt das „Gesetz" zu wirken, wonach die Dinge die Tendenz haben, sich gegeneinander zu solchem Werte auszutauschen, dass die Produzenten ihre Produktionskosten samt dem gewöhnlichen Kapitalgewinne zurückerstattet erhalten (pag. 118), dass also die Dinge sich durchschnittlich — damit bei gleicher Auslage der Kapitalgewinn gleich sei (wohin heute bei der Konkurrenz der Kapitalien alles drängt) — im Verhältnis ihrer Produktionskosten müssen austauschen lassen. „Dinge, deren Produktionskosten die nämlichen sind, müssen auch den nämlichen Wert haben. Nur auf solche Weise gewährt eine gleiche Auslage ein gleiches Einkommen. Wenn ein Landwirt mit einem Kapital gleich 1000 Scheffel Getreide 1200 Scheffel produzieren kann, was ihm einen Kapitalgewinn von 20 Proz. verschafft, so muss alles, was zu derselben Zeit mit einem Kapital von 1000 Scheffeln produziert werden kann, 1200 Scheffel wert sein, d. h. sich hierfür austauschen lassen, denn sonst würde der Produzent entweder mehr oder weniger als 20 Proz. gewinnen." (Buch III, Cap. 3, 1, pag. 118/119). Ist damit klar, wie in der Praxis „gleiche" Produktionskosten zu stande kommen? Wir verstehen, was das heisst: gleicher Kapitalgewinn; denn das betrifft die Kapitalisten, die in einer bestimmten Geschäftsperiode die Tendenz haben, ihre Kapitalien zu einem bestimmten durchschnittlichen Prozentsatz zu verzinsen, und für welche der ganze Betrieb überhaupt eine bestimmte Ziffer (Summe Geldes) darstellt, für die es eine bestimmte Zahl als Zins giebt. Aber was heisst: die Dinge müssen sich durchschnittlich im Verhältnis zu ihren Produktionskosten austauschen lassen?

Mill hat die Notwendigkeit weiterer Aufklärung empfunden, denn er wendet sich nunmehr im vierten Capitel der Be-

trachtung des Hauptelements der Produktionskosten zu: der Arbeit.

Durchschnittspreis, Minimumwert, Centralwert, natürlicher Wert: diese Begriffe oder vielmehr diese Bezeichnungen für einen Begriff drängen schliesslich zur Analyse der Arbeit als einem Elemente der Produktionskosten. Ob dieses Element für die Analyse der Marktverhältnisse wirklich von so grosser Bedeutung ist, als Mill ihm im Cap. IV zuerkennt, mag fraglich erscheinen, da er vorher (pag. 119) erklärt hat, dass natürlicher Wert und Marktwert „sehr selten zu einer besonderen Zeit ganz genau" mit einander zusammenfallen.

„Das Meer strebt überall nach einer ebenen Fläche; es gelangt aber nie zu einer vollkommenen Ebene, seine Oberfläche wird immer durch Wellen gekräuselt und oft durch Stürme aufgeregt" (pag. 119). Diese Kräuselungen werden eben durch die Konjunktur gebildet, die für die Preise jeweils bestimmend ist, und da die Konjunkturen zu jeder gegebenen Zeit für die verschiedenen Warengattungen verschieden sind, so würde daraus folgen, dass die Preise für die verschiedenen Waren nur diese (die Konjunkturen) zum Bestimmungsgrund haben und sich keineswegs im Verhältnis ihrer Produktionskosten austauschen lassen könnten. Um so paradoxer klingt darum die Behauptung — nicht Mill ist ihr erster Vertreter — von der wir ausgingen und um so mehr des Beweises ist sie bedürftig. Es scheint mir am Platze, hier folgende Bemerkungen einzuschalten:

Die Nötigung bei der Analyse des Wertes und des Preises so weit auszuholen, liegt schliesslich darin, dass die Grössenverhältnisse der Produktion selbst zum Problem werden, welches natürlich nicht dadurch gelöst wird, dass man beobachtet, wie die einmal vorhandenen Mengen der Waren ihre Preise bestimmen. Hier nun hätte Mill ausdrücklicher an Folgendes erinnern müssen: dass die Gleichung zwischen Angebot und Nachfrage erst durch den Markt hergestellt werden muss, ist eine Folge unseres wirtschaftlichen Systems, welches darum notwendig macht, dass die Waren sich in der Regel nicht zum natürlichen Preis austauschen lassen, d. h. im Verhältnis ihrer

Produktionskosten. Wenn aber die Gleichung eine vollkommene ist, und wir zu dem natürlichen Ausgangspunkt der subjektiv, d. h. in den menschlichen Bedürfnissen begründeten Produktion zurückgekehrt sind, dann tritt die Frage nach dem neuen Austauschgesetz für die Waren ein, und für diesen Fall hat Mill die fragliche These aufgestellt. Nicht das Verhältnis, in dem sich die Waren thatsächlich austauschen, sondern dasjenige, in dem sie sich austauschen lassen würden oder sollten, wenn vom subjektiven Bedürfnis ausgegangen worden und die Gleichung zwischen Angebot und Nachfrage eine selbstverständliche wäre, gilt es nun festzustellen. Das Bedürfnis aber zu dieser Untersuchung liegt freilich darin, dass die Tendenz, zu jenem ursprünglichen Ausgangspunkte der Produktion und somit zu einer durch „gerechte" Preise charakterisierten Wirtschaft zurückzukehren, vorhanden ist.

## A.

## Analyse der Arbeit.

Es ist nun aber klar, dass wenn einmal die Waren sich im Verhältnis zu ihren Produktionskosten austauschen lassen (Cap. III) und das Element der Arbeit, wie Mill behauptet (Cap. IV), in dieser die Hauptrolle spielt, sich notwendigerweise die Waren im grossen und ganzen im Verhältnisse zu der zu ihrer Herstellung erforderlichen Arbeit werden austauschen lassen. Das ist eben die Meinung, von der Mill nicht blos im Capitel über die schliessliche Analyse der Produktionskosten, sondern schon im dritten Capitel (pag. 118/119, Beispiel) ausgeht. Es folgt daraus unmittelbar, dass, wenn ich wüsste, wieviel Arbeit in den einzelnen Waren steckt, wozu ich einen gemeinschaftlichen Massstab für die in den verschiedenen Gütern verkörperte Arbeit besitzen müsste, ich ihre Austauschquantitäten genau bestimmen könnte. Prüfen wir, mit dieser Hypothese als Kriterium, die Millschen Aufstellungen.

Für die Austauschverhältnisse zur Zeit, da die Gleichung zwischen Angebot und Nachfrage stattfindet, ist nach Mill das

folgende Beispiel bezeichnend: Alles, was zu einer und derselben Zeit mit einem Kapital von 1000 Scheffeln Getreide produziert wird, muss sich einschliesslich des gleichen Kapitalgewinns von 20 Proz. gegen alles austauschen lassen, was 1000 Scheffel Getreide wert ist. In diesem Beispiel ist gegeben ein bestimmtes Geldäquivalent: 1000 Scheffel Getreide, es sind ferner gegeben irgend welche specificierten Waren, deren Qualität gleichgiltig ist, aber was nicht gegeben ist und was nicht gleichgiltig ist, das sind die Quantitäten der letzteren, die in die Gleichung eingehen sollen. Es gelten die Gleichungen

1. xA (Waren beliebiger Qualität) = 1000 Scheff. Getr.
2. yB „ „ „ = 1000 „ „

xA yB.

Wie gross sind x und y, d. h. die Quantitäten der beiden Waren, deren eine mit 1000 Scheffeln produziert wird und deren andere gleich 1000 Scheffeln Getreide wert sein soll? Denn aus dem Begriff der gleichen Produktionskosten folgt nicht im mindesten irgend etwas bezüglich der Quantitäten der Waren, die mit ihnen hergestellt sind, und wenn es uns nach Mills Ausführungen gestattet ist, für gleiche Produktionskosten „Arbeit" einzusetzen, so folgt aus dem Beispiel, dass Mill nicht daran gedacht hat, gleiche Produktionskosten mit gleichen Arbeitskosten zu identificieren. Also selbst für den Fall der eingetretenen Gleichung zwischen Angebot und Nachfrage ist es unmöglich, die Quantitäten von Waren, die thatsächlich gleich hoch geschätzt werden (z. B. in 1000 Scheffeln Getreide oder 20 Dukaten oder sonstwie) a priori zu wissen. Man muss also annehmen, dass sie verschieden sind, und da verschiedene Quantitäten Waren (x, y) naturgemäss verschiedene Mengen Arbeit repräsentieren, so folgt aus diesem Beispiel, das, wie gesagt, dazu diente, den Fall zu illustrieren, dass die Dinge bei der Gleichung zwischen Angebot und Nachfrage sich im Verhältnis zu ihren Produktionskosten, d. h. zu der zu ihrer Herstellung erforderlichen Arbeit austauschen lassen, das Gegenteil von dem, was bewiesen werden soll: dass in den Dingen, die sich austauschen lassen, verschiedene Quantitäten Arbeit stecken.

## B.

## Arbeitslohn.

Die Produktionskosten werden also in Arbeit aufgelöst. „Das hauptsächlichste, ja fast das alleinige Element derselben (der Produktionskosten) fanden wir in der Arbeit" (pag. 123). Doch zunächst noch nicht in Arbeit — sondern in Arbeitslohn — was sehr wohl zu unterscheiden ist. Mill gerät aber gleich am Ausgang dieses so wichtigen Kapitels wieder in Unklarheiten. Die Auflösung der Produktionskosten in Arbeit war das Resultat der im ersten Buche angestellten Untersuchungen, die ja die rechtlich-ökonomische Form des gegenwärtigen Wirtschaftssystems nicht voraussetzten (s. o.), und hier beruft sich Mill darauf. Ohne nähere Begründung fährt er dann fort: „Wenn wir als Produzenten den Kapitalisten betrachten, der den Vorschuss macht, kann der Ausdruck Arbeit durch Arbeitslohn ersetzt werden, was das Produzierte ihm kostet, ist der Arbeitslohn, den er zu zahlen gehabt hat" (pag. 123). Hier wird unversehens der ursprüngliche Zustand der Kapitalsbildung durch den des Kapitals im modern-technischen Sinne gesetzt (Marx), dessen Vorhandensein die Einführung des Begriffes „Arbeitslohn" voraussetzt.[28]) [29]) Dazwischen liegt die grosse Entwicklung des Wirtschaftslebens, welche aus Genussgütern Erwerbsgüter, d. h. Waren macht, und die menschliche Arbeit unter die letzteren einreiht. Hier liegt ein ungeheuerer Sprung in Mills Ausführungen vor. Später freilich erklärt er selbst, dass er für seine Theorie des Tauschwertes ein System der Produktion in Betracht zieht, „welche vom Kapitalisten zum Zwecke des Gewinnes, nicht einer solchen, die von Arbeitern für ihre Subsistenz betrieben wird" (Buch III, Cap. 6, 2, pag. 150). Von diesem Standpunkt aus sind aber die von unten her — durch Besinnung auf den ursprünglichen Ausgangspunkt der Produktion — gewonnenen Begriffe des natürlichen oder notwendigen Wertes, des Minimums I im Unterschied von Minimum II als Ausdruck der durch die Marktbewegung erzeugten Ausgleichung von Angebot und Nachfrage, wodurch

die Produktion für den Genuss von der für den Erwerb gesondert wird, sowie endlich der im Capitel IV genommene Anlauf, die Produktionskosten einfach in menschliche Arbeit aufzulösen, überflüssig. Die spätere Erklärung zeigt aber nun, dass Mill sich über diesen Anlauf nicht klar geworden ist.

Setzen wir nun mit Mill Arbeitslohn für Arbeit.

Die sämtlichen Produktionskosten für, sagen wir Tuch, werden so in Arbeitslohn aufgelöst. Wie? „Die Produktionskosten von Tuch bestehen nicht ausschliesslich aus dem Arbeitslohn der Weber, welcher allein direkt vom Tuchfabrikanten bezahlt wird. Sie bestehen auch aus dem Arbeitslohne der Spinner und Wollkämmer, und man kann noch hinzufügen, der Schafhirten, welchen zusammen der Tuchfabrikant im Garnpreise bezahlt hat; sie bestehen ausserdem in dem Arbeitslohne des Baumeisters und Ziegelmachers, welche er in dem kontraktmässigen Preise für Herstellung der Fabrik entschädigt hat, und zum Teil auch in dem Arbeitslohne der Maschinenbauer, Eisenschmelzer und Bergleute. Hierzu muss ferner noch gerechnet werden der Lohn der Fuhrleute, welche die Betriebsmittel und Stoffe der Produktion an die Stelle, wo sie gebraucht werden sollen, und das Produkt selbst dahin, wo es verkauft werden soll, geschafft haben“ (Buch III, Cap. 4, 1, pag. 123/4).

Der Wert der Ware, dem nur die Produktionskosten zu Grunde liegen sollen, also Minimum I, ist demnach gleich der Gesamtsumme der Arbeitslöhne, welche im Verlaufe der Herstellung der Waren von denjenigen ihrer kleinsten selbständigen Teile bis zu ihrer endgiltigen Gestalt auf dem Markte einschliesslich der sämtlichen hierbei in Betracht kommenden Transportkosten gezahlt worden sind. Natürlich ist diese These nicht bewiesen, wenigstens nicht durch Mill, denn aus dem thatsächlich gezahlten Marktpreis für 1 m Tuch, der mir in Wirklichkeit allein gegeben ist, bin ich weder im stande 1) dasjenige herauszufinden, was von ihm abzuziehen oder ihm zuzulegen ist, um zu den Produktionskosten zu gelangen, noch 2) ausfindig zu machen, wie viel von dem an die Weber, Wollkämmer, Spinner, Schafhirten, Maschinenbauer, Eisenschmelzer,

Bergleute, Baumeister, Ziegelmacher u. s. w. einschliesslich der verschiedentlichen Kapitalgewinne und Transportkosten auf den Produktionskostenpreis eines Meters Tuch kommen.

Da Mill nun zur Verifikation seiner Ansicht Ricardo anführt (pag. 124/5), so folgt daraus, dass bei ihm die Gesamtsumme der für die verschiedenen Arten von Arbeit gezahlten Arbeitslöhne der Gesamtmenge der verschiedenen Arten von in einer Ware verkörperten Arbeit entspricht, welche nach Ricardo für die dagegen austauschbare Quantität irgend welcher anderen Waren massgebend ist. Und wie in dem einen Falle — nach dem Citat Ricardos bei Mill Buch III, Cap. 4, 1, pag. 125 — jede Ersparung irgend welcher Art bei der Anwendung von Arbeit nie verfehlt, den relativen Wert einer Ware zu ermässigen, so wird in dem anderen Falle diese Minderung im relativen Wert einer Ware durch Ersparung an den im Gesamtverlaufe ihrer Herstellung gezahlten Arbeitslöhnen bewirkt werden.

Mill ist nun aber der Meinung, durch Einsetzung von Arbeitslohn für die Arbeit über Ricardo hinausgegangen zu sein. „Man wird bemerkt haben, dass Ricardo sich so ausdrückt, als ob die Menge Arbeit, welche es kostet, eine Ware herzustellen und sie an den Markt zu bringen, das Einzige sei, wovon der Wert abhängt“ (Mill, Buch III, Cap. 4, 2, pag. 125).

Da Mill Arbeitslohn statt Arbeit gesetzt hat, beide Begriffe also — „für die schliessliche Analyse der Produktionskosten“ — äquivalent sind, so erwarten wir, dass die Korrektur Ricardos durch Einstellung eines neuen Faktors in die Rechnung geschehen wird, der zum Faktor Arbeit *oder* Arbeitslohn hinzukommt. Aber was sagt Mill? „Weil aber für die Kapitalisten die Produktionskosten nicht in Arbeit, sondern in Arbeitslohn bestehen, und da dieser grösser oder kleiner sein kann, während die Arbeitsmenge die nämliche bleibt, so ergiebt sich, dass der Wert des Produkts nicht durch die Arbeitsmenge allein bestimmt sein kann, sondern durch diese Menge zusammen mit ihrer Vergütung, dass also der Wert zum Teil sich auf den Arbeitslohn begründet“ (pag. 125). Das Resultat also wäre:

der Wert des Produkts wird im letzten Grunde bestimmt durch Menge der Arbeit + Arbeitslohn, W = A + L.

Betrachten wir dieses Resultat genauer.

Ricardo hatte anzugeben unterlassen, durch welchen Massstab die in den Waren verkörperten Mengen Arbeit gemessen werden sollen. Wie aber kam er zu dieser Aufstellung? Wir glauben, er sagt es selber, indem er darauf hinweist, wie die Ersparung bei der Anwendung von Arbeit — worunter auch die zur Bildung des Kapitals erforderliche Arbeit zu verstehen ist — nie verfehlt, den relativen Wert einer Ware zu ermässigen (pag. 125). Aus dieser Beobachtung des wirklichen Marktlebens schloss er, dass, weil die relativen oder Tauschwerte durch die Schwankungen in der Menge der zur Herstellung der Waren notwendigen Arbeit abhängen oder wenigstens beeinflusst werden, diese Werte auch ursprünglich von den in den Waren verkörperten Mengen Arbeit abhängen. Dieser Schluss ist zunächst nicht selbstevident. Und ferner: für die Veränderung der Relation zwischen den Waren ist die Veränderung der zu ihrer Herstellung notwendigen Mengen Arbeit Voraussetzung, aber was ist 1) jeweils für die Grösse dieser Relationsveränderung entscheidend, und 2) worauf es besonders ankommt, welcher Massstab entscheidet über die ursprünglichen Quantitäten der Waren, welche in ein Austauschverhältnis zu einander treten? Liegt er auch in den Mengen der Arbeit, welche in den Waren verkörpert werden? Und wenn dem so ist, so wollen wir wissen, nach welcher Einheit sie an den verschiedenen Waren gemessen werden. Aber Ricardo geht nicht über die allgemeinen Aufstellungen hinaus, dass 1) Güterwerte (Genussgüter) überhaupt durch Arbeit zu stande kommen, und dass die Arbeitsmengen, durch welche die Güter produziert werden, sowohl 2) für die ursprüngliche Relation der Tauschwerte als 3) auch für die Veränderung der Relation entscheidend sind; wodurch die bestimmten Zahlenverhältnisse in der volkswirtschaftlichen Praxis zu stande kommen, bleibt an der Stelle, auf die Mill sich bezieht, im Unklaren.

Mill macht nun die folgende merkwürdige Unterscheidung:

mit dem Werte der Waren (hier die ursprünglichen Tauschwerte) habe der Arbeitslohn eben so viel zu thun, als die Arbeitsmenge, d. h. doch wohl für die Aufstellung der ursprünglichen Relation der Waren sind Arbeitslohn und Arbeitsmenge entscheidend, für die Veränderung dieser Relation auf dem Markte, und wie wir hinzufügen können, also für die Variabilität der Preise der Waren sind die Veränderungen in den zu ihrer Herstellung erforderlichen Arbeitsmengen entscheidend und zwar, wie Mill hinzufügt, weil diese zu einer gegebenen Zeit nur bei einigen Artikeln variieren, im Gegensatz zu der Variabilität der Arbeitslöhne, von der gleichzeitig die meisten Warenbetriebe betroffen zu werden pflegen.[30]) Mill stellt somit folgende Thesen auf: 1) für den Wert der Güter überhaupt ist die Arbeit entscheidend (Anfang Cap. IV); 2) für ihre Relation (als Tauschwerte) sowohl Arbeitslohn als Arbeitsmenge; 3) für die Veränderung dieser Relation (auf dem Markte) die Veränderung der in den Gütern (oder Waren) verkörperten Arbeitsmenge. Nun fragen wir vor allem, wie zunächst die zweite These zu stande kommt, da er bei der ersten und dritten mit Ricardo übereinzustimmen scheint. Diese zweite These ist nach allem Vorangegangenen höchst überraschend. Denn bisher wurden im ersten wie im dritten Buche als Elemente der Produktion nur drei aufgeführt: Arbeit, Kapital, Land. Jetzt erscheint plötzlich der Arbeitslohn als ein der Arbeit koordiniertes (viertes) Element. Sollte das daher kommen, dass Mill hier nicht mehr die Produktion, sondern die Produktionskosten analysiert?

Vergegenwärtigen wir uns noch einmal den Gang der Millschen Untersuchung. Der Tauschwert (Anfang Cap. II) eines Gutes wird von zwei Bedingungen abhängig gemacht: den Elementen N (Nützlichkeit) und S (Schwierigkeit des Erlangens), wofür A (Arbeit) eingesetzt werden kann. Die Untersuchung geht ohne Zweifel alsdann darauf aus, das quantitative Austauschverhältnis zwischen Gütern festzustellen, steuert also auf eine objektive Theorie des Tauschwertes zu. Hier nun wird Nützlichkeit als Bestimmungsgrund fallen gelassen; von

ihm wird — begrifflich nicht ganz genau, wie uns scheint — ganz allgemein konstatiert, dass er die Austauschrelation zwischen den Gütern nach oben wie nach unten bestimmt (pag. 107/109); für eine objektive Theorie scheint dieses Element aber nicht benutzbar. Bleibt mithin für die objektive Theorie des Tauschwertes das Element S oder A übrig, wenigstens so weit die Massengüter (Klasse II) — Waren, deren Quantität sich ins Unbestimmte und beliebig vermehren lässt (pag. 116) — in Betracht kommen, denen sich im Capitel III die Untersuchung zuwendet. Dazwischen schiebt sich die Betrachtung der Monopolgüter (Cap. II, 2—5) sowie der Rolle, welche Angebot und Nachfrage für ihre Preisbestimmung spielen, wobei zu beachten ist, dass Preis und Tauschwert unklar vermengt werden, obwohl ihre Unterscheidung (Buch III, Cap. 1, 2, pag. 102, auch 3, pag. 102, Ende) uns ans Herz gelegt wird, so dass wir in der Folge kaum mehr wissen, ob wir es mit einer Preisbestimmungs- oder einer Tauschwerttheorie zu thun haben. Davon, d. h. von diesem Einschiebsel, sehen wir hier zunächst ab, betonen vielmehr, dass es offenbar in Mills Absicht gelegen war, bei der wissenschaftlichen, objektiven Behandlung des Tauschwertes von den Ursachen auszugehen, welche in der fraglichen Ware selbst ihren Ursprung haben, wie gleich zu Anfang der Lehre vom Werte erklärt wird (Buch III, Cap. 1, 3, pag. 103). Wir finden es also ganz in der Ordnung, wenn im folgenden Capitel (II) sich das Element der Arbeit (Schwierigkeit des Erlangens) pag. 107, vorschiebt, denn wir scheinen hiermit desjenigen Elementes habhaft geworden zu sein, das in der Ware selbst seinen Ursprung hat und von dessen Schätzung der objektive Tauschwert möglicherweise abhängt. Im dritten Capitel nun hoffen wir endlich die Verwertung dieser Einsicht für die Massengüter zu finden. Hier aber folgt die Lehre von dem Minimum, welches durch Analyse der Marktverhältnisse gewonnen wird, also die Produktionskosten voraussetzt, nachdem zweifellos die Analyse der Produktion, ihre Zerlegung in die drei Elemente Arbeit, Kapital, Land, Ziel der Argumentation gewesen war und momentweise im IV. Capitel (Citat Ricardos,

Anfang wieder wird. Und hier im IV. Capitel, bei der schliesslichen Analyse der Produktionskosten, wo wir uns dem wirklichen Urgrund des Tauschwertes endlich nähern sollten, erscheinen wieder die Elemente nicht der schliesslichen, ja nicht einmal der ursprünglichen Analyse der Produktion, sondern der allerersten Analyse der Produktionskosten: Arbeitslohn, Kapitalgewinn und Bodenrente.

Klarheit der Entwicklung ist so jedenfalls nicht vorhanden. Aber es ist für das Verständnis der Werttheorie natürlich, den Ursachen nachzuforschen, welche Mills Klarheit beeinträchtigt haben. Wir greifen zu diesem Zwecke einige Sätze heraus, die [illegible] punkte und ursprünglichem Bestreben, die Gesamtheit der Produktionskosten in Arbeit aufzulösen (Cap. IV.), widersprechen. Mit dem ersten derselben kommen wir auf die These II s. o. zurück, die ja am meisten der Erklärung bedürfte. Die Sätze lauten:

1. Da der Arbeitslohn grösser oder kleiner sein kann, während die Arbeitsmenge die nämliche bleibt, so ergiebt sich, dass der Wert des Produkts nicht durch die [illegible] allein bestimmt sein kann, sondern durch diese Menge zusammen mit ihrer Vergütung (Mill, Buch III, Cap. 4, 2, pag. 123).

2. Die Waren lassen sich nicht in dem einfachen Verhältnis der zu ihrer Hervorbringung erforderlichen Arbeit aus[illegible] wonach die verschiedenen Arten Arbeit regelmässig vergütet werden, in Anrechnung bringt (Mill, Buch III, Cap. 4, 3, [illegible]).

3. Zwei Artikel, die durch gleichviel Arbeit hergestellt werden, haben dennoch einen ungleichen Wert, wenn das Betriebskapital durch die ungleiche Länge der Verzinsung (z. B. bei Wein und Tuch) ungleichen Kapitalgewinn abwirft, welcher [illegible]

In Parenthese bemerken wir, dass überall von Artikeln gesprochen wird, die durch gleiche Quantitäten Arbeit (z. B. pag. 133) hergestellt werden, als ob es sich von selbst verstände,

was das heisst, ein Schuh und ein Strumpf oder irgendwelche Teile dieser Artikel, die durch qualitativ und intensiv verschiedene Arbeit zu stande kommen, verkörpern die gleiche Quantität Arbeit. Um sich hier durchzufinden, muss man annehmen, Mill habe unter gleichen Quantitäten Arbeit verschiedene Quantitäten Güter verstanden, welche in der gleichen Zeit durch menschliche Arbeit hergestellt werden, wobei die an sich unmessbare Intensität der Arbeit übergangen ist.

Was nun aber den ersten Satz (These II) betrifft, so wird durch seine Begründung (Buch III, Cap. 4, 3, pag. 127 ff.) die Vorstellung wieder beseitigt, die Zeitdauer der Herstellung verschiedener Produkte sei der Massstab für ihre quantitativen Austauschverhältnisse, d. h. für ihren relativen Wert. Wenn Mill sagt (pag. 126): „Sobald man sich einen bestimmten Begriff vom Werte bildet, so sieht man, dass hoher oder niedriger Arbeitslohn damit nichts zu thun hat," so lasse man sich durch die schiefe Ausdrucksweise über seine eigentliche Meinung nicht täuschen. Wie aus dem Zusammenhange klar hervorgeht, soll es heissen: allgemein hoher oder allgemein niedriger Arbeitslohn, der natürlich so wenig wie allgemein hohe oder allgemein niedrige Preise die quantitativen Austauschverhältnisse der Güter, d. h. ihre relativen Werte (womit wir es doch nach Mills ausdrücklicher Erklärung in der Volkswirtschaft allein zu thun haben) afficieren kann. Der Beweis der These wird vielmehr dadurch geführt, dass auf die Verschiedenheit der Arbeitslöhne in verschiedenen Geschäftszweigen als Thatsache hingewiesen wird, wodurch natürlich die Ungleichheiten der relativen Werte zu stande kommen, oder „der Massstab, der durch die blosse Arbeitsmenge bestimmt wird" (pag. 127), verändert wird. Ein Massstab, der verändert wird, indem er misst, ist wieder ein schiefer Ausdruck, denn er setzt dann selbst einen festen Massstab voraus, an dem seine Veränderung gemessen wird.

Es scheint aber klar, wie Mill zu ihm gekommen ist. Er dachte einerseits mit Ricardo, dass „wohl eigentlich" die „blosse Arbeitsmenge", wie wir hinzufügen können: gemessen an der Zeit, für die quantitativen Austauschverhältnisse (relative Arbeits-

quantitäten, pag. 128) der Güter massgebend gewesen ist oder hätte sein sollen; er findet dann aber andrerseits bei der Analyse der ökonomischen Wirklichkeit, dass dieser eigentliche Massstab nicht in Aktion tritt, sondern durch allerhand Dinge modifiziert wird, so z. B. durch die Unterscheidung, die wir bei der Vergütung der Arbeit zwischen „gelernter“ und „gewöhnlicher“ machen.

Dieses Hinübergleiten aus der einen Vorstellungsweise in die andere geschieht deshalb, weil Mill die Analyse der Produktion, wie sie ihm im ersten und dann wieder im dritten Buche (Cap. IV) bei der schliesslichen Analyse der Produktionskosten vorgeschwebt hat, nirgends, wie schon oben hervorgehoben, klar und deutlich von der Analyse der Produktionskosten unterschieden hat, ja sich der wissenschaftlichen Bedeutung dieser Unterscheidung gar nicht bewusst wird. Wo immer ihm die Arbeitsmenge als Massstab für die quantitativen Austauschverhältnisse der Dinge vorschwebt, denkt er an die Produktion überhaupt, bei der nicht für den modernen Markt, noch auf den Erwerb hin, sondern für den Genuss und zu gegenseitigem Nutzen produziert wird, wobei also noch nicht an die menschliche Arbeit als frei schwebendes Produktionsmittel mit verschiedenartiger subjektiver Schätzung und Löhnung zu denken ist. Ohne sich nun zu fragen, wann dieses bedeutsame Erscheinen der Arbeit als selbstständiges Produktionsmittel geschehen ist und welche Folgen für die Wertverhältnisse der Güter es gehabt hat, wie dadurch die natürliche Gleichung zwischen Angebot und Nachfrage, die doch als natürlicher Ausgangspunkt der Produktion anzunehmen war, aufgehoben und durch Zwischenschiebung des Marktes auf künstliche Weise allmählich wieder herbeigeführt werden konnte, geht er ohne weiteres zu diesen gegenwärtigen Produktionsverhältnissen über, bei denen die Arbeit ein von Angebot und Nachfrage geregeltes und bei den verschiedenen Betrieben verschieden gelohntes Element der Produktionskosten ist.

Für diese letztere Vorstellung kommen aber die Produktionskosten und der nach subjektiver Schätzung, nach Selten-

heit der Arbeitsgeschicklichkeit variierende Arbeitslohn in Betracht. Da sich aber bei Mill die beiden Vorstellungsreihen kreuzen und vermengen, so kommt er dahin, Arbeit (Arbeitsmenge) und Arbeitslohn bei der schliesslichen Analyse als koordinierte Elemente der Produktionskosten zu betrachten, obwohl es heissen müsste, dass an die Stelle der Arbeitsmenge — ex hypothesi gemessen an der Zeit[31]) — der Arbeitslohn nebst den zwei andern Elementen der Produktion den Massstab für die Austauschverhältnisse der Güter getreten ist und gesagt werden musste, warum dies geschehen.

## C.

## Kapitalgewinn.

Die beiden andern oben angeführten Sätze tragen wenig dazu bei, das Bild zu klären, sie fügen vielmehr den Unklarheiten, mit denen Mills Werttheorie behaftet ist, noch neue hinzu.

Beide Sätze setzen voraus, dass der Kapitalgewinn ein der Arbeit, besser dem Arbeitslohn, koordiniertes Element der Produktionskosten ist. Das Recht, den Kapitalgewinn den Produktionskosten beizurechnen, folgert Mill aus der Thatsache, dass Kapital das Ergebnis der Enthaltsamkeit ist,[31]) womit er an dieser Stelle im Rahmen der orthodoxen Lehre verbleibt.

„Da das Kapital das Ergebnis der Enthaltsamkeit ist, so muss das Produkt oder dessen Wert hinreichen, um nicht allein für sämtliche erforderliche Arbeit, sondern auch für die Enthaltsamkeit aller der Personen, welche die Bezahlung der verschiedenen Klassen von Arbeitern vorgeschossen haben, Vergütung zu gewähren. Das Einkommen für Enthaltsamkeit ist der Kapitalgewinn.“ (Mill, Buch III, Cap. IV, 4, pag. 128.)

Im zweiten Buche war über den Kapitalgewinn folgendes gesagt worden: „Die eigentliche Ursache des Kapitalgewinns liegt darin, dass die Arbeit mehr produziert, als zu ihrem Unterhalt erfordert wird. Der Grund, weshalb landwirtschaftliches Kapital einen Gewinn abwirft, ist, dass menschliche

Wesen mehr Nahrungsmittel hervorbringen können, als während dieser Hervorbringung zu ihrem Unterhalt nötig sind, einschliesslich der zur Anfertigung der Gerätschaften und zu sonstigen notwendigen Vorbereitungen erforderlichen Zeit. Eine Folge hiervon ist, dass wenn ein Kapitalist die Ernährung der Arbeiter unter der Bedingung, dafür den Ertrag ihrer Arbeit zu erhalten, übernimmt, er nach Ersatz seiner Vorschüsse noch etwas für sich übrig behält, oder in anderer Weise ausgedrückt, der Grund, weshalb Kapital einen Gewinn abwirft, ist, dass Nahrung, Kleidung, Rohstoffe, Werkzeuge eine längere Dauer haben als die zu ihrer Hervorbringung erforderliche Zeit, so dass, wenn ein Kapitalist eine Anzahl Arbeiter mit diesen Dingen versieht, unter der Bedingung, ihren ganzen Arbeitsertrag zu erhalten, diese ausser der Wiederhervorbringung ihrer eignen Lebenserfordernisse und Werkzeuge noch einen Teil ihrer Zeit übrig haben, um für den Kapitalisten zu arbeiten. Hieraus ersehen wir, dass der Kapitalgewinn nicht aus dem Umstande des Tausches entsteht, sondern aus der produktiven Kraft der Arbeit, und der allgemeine Kapitalgewinn in einem Lande ist stets so, wie die produktive Kraft der Arbeit ihn macht, gleichviel ob ein Tausch dabei vorgeht oder nicht (Mill, Buch II, Cap. XV, 5, pag. 78/79). Hier folgt der Kapitalgewinn aus der Produktivität der Arbeit, hier ist von dem die Rede, was Ad. Smith die „ursprüngliche Akkumulation“ (previous accumulation), die Physiokraten „valeurs accumulées“[32]) nennen. Nun führt aber der Ueberschuss des Ergebnisses der Arbeit über den unmittelbaren Gebrauch einschliesslich des Ersatzes der Arbeitsmittel (Gerätschaften etc.), was eben dem Begriff des akkumulierten Kapitals zu Grunde liegt, noch keineswegs ohne Weiteres zum Begriff der Vergütung desjenigen, in dessen Händen es (das akkumulierte Kapital) sich plötzlich befindet und der, bei eingetretener Scheidung zwischen Kapitalbesitzer und Arbeitskraftbesitzer, letzterem die Vorschüsse leistet. In dem einen Falle soll der Terminus „Kapitalgewinn“ dazu dienen, den Process der Kapitalbildung überhaupt zu erklären, und dieser wird von Mill (pag. 78) auf natürliche Faktoren zurück-

geführt. Auf der anderen Seite aber wird derselbe Terminus „Kapitalgewinn“ dazu gebraucht, eine soziale, also künstliche Thatsache zu bezeichnen, nämlich der Vergütung für geleistete Kapitalvorschüsse; dort haben wir einen Vorgang des natürlichen Produktionsprocesses, hier einen solchen der Verteilung, der sehr wohl eine Teilung der Beschäftigung voraussetzt, was Mill aber leugnet:

„Bestände keine Teilung der Beschäftigungen, so würde auch kein Verkaufen oder Kaufen stattfinden, aber immer doch ein Kapitalgewinn.“ (Mill, Buch II, Cap. XV, 5, pag. 79).

So haben wir zunächst festgestellt, dass der Begriff „Kapitalgewinn“ bei Mill zweideutig ist. Dass Mill im zweiten Buche, welches von der Verteilung handelt, und im Capitel XV, in dem allgemein der Zustand der Dinge vorausgesetzt wird, welcher besteht, wenn Kapitalisten und Arbeiter getrennte Klassen sind,[33]) schon den Kapitalgewinn (II) im Sinne einer Profitrate (rate of profit) nimmt, geht aus dem Zusammenhange überzeugend hervor. Aber es ist leicht zu sehen, wie er zum Begriff des Kapitalgewinnes (I) — als Bezeichnung eines Vorganges beim natürlichen Produktionsprocesse — gelangt. Schon im zweiten Buche bildet Kapitalgewinn (II) den Ausgangspunkt, denn es handelt sich hier um ein Problem der Verteilung des Arbeitsertrages, an dessen Herstellung Arbeit und Kapital beteiligt sind, und der für die gegenwärtige Wirtschaftsordnung in Arbeitslohn und Kapitalgewinn zerfällt. Nun fragt Mill, wie berechnet man die gewöhnliche oder durchschnittliche Profitrate (ordinary rate of profit)? Er weist in seiner Beantwortung die Marktverhältnisse, die Konjunkturen, den „Zwischenfall der Austäusche“[34]) (incident of exchange) als bestimmende Ursachen ab. Das sei ein populärer Irrtum.[35]) Wir schliessen daraus, dass Mill statt dieser zufälligen Momente die notwendigen, permanenten Ursachen des Kapitalgewinns angeben wird. Er rechnet, wie schon oben angeführt wurde, dahin die Thatsache, dass die Arbeiter des Landes insgesamt (collectively) mehr produzieren als den Ersatz ihres Arbeitslohnes. Der Tausch, oder, genauer, der Zwischenfall der Aus-

täusche (incident of exchange) und die Preiszufälligkeiten (accidents of price) als Ursachen dieses Ueberschusses werden ausgeschieden. Da nun aber zu Zwischenfällen und Zufälligkeiten (incidents und accidents) der Begriff der Notwendigkeit einen natürlichen Gegensatz bildet, so tritt nun die Produktionskraft der Arbeit, d. h. die in ihrer Grösse doch wiederum von subjektiv-persönlichen Faktoren abhängige und durch sie bestimmte Arbeitsleistung der Arbeiter als natürlicher und notwendiger Gegenpol ins Spiel, so dass, wo es sich darum handelt, die Grösse des Ueberschusses und den Massstab (rate) der Verteilung zwischen den Produzenten, den Kapitalisten und den Arbeitern, zu bestimmen, er auf die Thatsache des „Profits" des Arbeitsüberschusses, des Kapitalgewinns überhaupt und auf ihren Zusammenhang mit der Natur der menschlichen Arbeit hinweist. Dieser so aus der Natur der menschlichen Arbeit erklärte Ueberschuss wird zu einem natürlichen Ueberschuss, und der an der Höhe dieses natürlichen Ueberschusses gemessene Wert der Produktion wird so ein Bestandteil des „natürlichen Wertes" (natural value), von dem in diesem Zusammenhange im zweiten Buche gesprochen wird (Buch II, Cap. XV, 5, pag. 79).

CAPITEL VII.

## Widersprüche Mills betreffs des absoluten und relativen Wertes.

Bei der Verwertung dieser Anschauungen spielen alsdann eine Reihe von Analogien mit. Um den natürlichen Wert der Dinge zu finden, d. h. die „natürliche“ Gleichung für ihre Quantitätsbeziehungen, wurden die Herstellungskosten auf die Arbeit reduziert. Für den, der dieses Problem lösen will, ist natürlich der Tausch Voraussetzung. Es fand sich aber, dass bei diesem, wie wir ihn kennen, der natürliche Wert, der auf gleichen Arbeitsmengen beruhen soll, eine ideelle Bestimmung und dem „absoluten“ Werte gleich ist, der ja nach allen diesen Voraussetzungen bei allen Waren gleich sein musste, aber den Fehler hat, nicht zu existieren. Darum wird der Satz von der Austauschbarkeit der Dinge im Verhältnis ihrer Produktionskosten (s. o.) schnell wieder aufgehoben und gesagt, dass es sich ja eigentlich beim Tauschverkehr nicht um die absoluten Werte, sondern um die relativen Werte handelt. Relative Werte aber setzen, wie sich gezeigt hat, statt Arbeit — Arbeitslohn voraus, und wenn man vom Arbeitslohn spricht, ist umgekehrt wieder nicht von Werten, sondern schon von den Preisen der Güter, oder besser der Waren die Rede. Und bei dieser ganzen Entwicklung sind wir von den natürlichen Gleichheiten der ursprünglichen Produktion schon längst wieder zu den „unnatürlichen“ Ungleichheiten des Marktes gelangt, obgleich erstere eingeführt wurden, letztere zu erklären: ein vollendeter Zirkel. Genau derselbe Zirkel — und das sind die Analogien, von denen die Rede war — findet sich in den oben angeführten Sätzen 2 und 3, nur steckt er in der Millschen Auffassung des Begriffes „Kapitalgewinn“. Um diesen als Bestandteil der Produktionskosten zu erklären und zu berechnen, wird auch hier wieder auf die natürliche Produktion und den natürlichen

Profit bei derselben (Kapitalgewinn I und Buch II), d. h. auf den „absoluten“ Kapitalgewinn zurückgegangen. Wie dieser sich berechnen lässt, ist auf höchst einfache Weise in Buch II angegeben: nämlich durch Bildung der Differenz zwischen dem Gesamtgüterbestande zu Anfang und zu Ende der Gesamtproduktion in einem uns gegebenen Zeitraum. Insofern hilft also, wie Mill weiterhin in Buch II ausführt, der Kapitalgewinn den „natürlichen Wert“ bilden. „Natürlicher Wert“ und „absoluter Wert“ sind aber identisch, da sie einerseits durch die „gleiche Arbeit“ — also eine absolute Bestimmung — andererseits, worauf es hier ankommt, ausgesprochenermassen durch den absoluten Kapitalgewinn gebildet werden. Nun aber fällt Mill plötzlich wieder im Buch III, Capitel IV, pag. 129, in die Behauptung zurück, dass „Wert indessen ganz relativer Art ist“; natürlicher Wert, absoluter Wert, absoluter Kapitalgewinn sind vergessen, der Kapitalgewinn wird, wie die Arbeit, in ihrer Vergütung, ganz den Thatsachen des Marktes gemäss, die ja gerade erklärt werden sollten, ungleich und so schliesst diese ganze Entwicklung bei Mill mit dem Satze: da der Kapitalgewinn relativ, d. h. bei den einzelnen Betrieben verschieden ist, so sind auch die Werte, d. h. die Preise, relativ. Und so erklären sich die obigen Sätze.

Der Beweis für den zweiten Satz (s. o.) wird Mill nunmehr leicht (Buch III, Cap. IV, 4 und 5, pag. 129 ff.), da der Kapitalgewinn (II) — im Sinne der Profitrate — in direktem Verhältnis zu dem Risiko, der Mühe und Unannehmlichkeit der einzelnen Betriebe steht, und er darum thatsächlich ungleich ist (pag. 129) — Mill sagt: sein muss — so werden die Waren thatsächlich im Verhältnis zu den Ungleichheiten sowohl der Arbeitsvergütung wie des Kapitalgewinns ausgetauscht. Nach welchem objektiven Massstabe diese Ungleichheiten normiert werden, wird nicht gesagt, die angeführten Momente: Verschiedenheit des Risikos, der Mühe und Unannehmlichkeit in den einzelnen Betrieben können apriori rechnerisch nicht verwertet werden; die Art, wie sie thatsächlich die Vergütung von Kapital und Arbeit bestimmen, ruht ja teils auf subjektiver Schätzung, teils auf den Menge-

verhältnissen (Angebot und Nachfrage) des wirklich vorhandenen Kapitals, wie des wirklich vorhandenen Vorrats an Arbeitskräften.

Der dritte Satz ist nur Ausdruck eines besonderen Falles des zweiten, indem die ungleiche Länge der Kapitalverzinsung als specielle Ursache für die Verschiedenheit des Kapitalgewinnes angeführt wird. Bei Mill treten diese Sätze aber (pag. 132 und 133) als koordinierte auf.

## CAPITEL VIII.

### Ponokratische Kritik der Millschen Werttheorie.

Es ist ungemein lehrreich, mit diesen letzten Ausführungen die ponokratische Kritik der Millschen Profittheorie zu vergleichen. Wir lesen z. B. in Marx' Kapital: „„Mill sagt: „die Ursache des Profits ist die, dass die Arbeit mehr produziert, als für ihren Unterhalt erforderlich ist" (Kapital I⁴, 480/81). Soweit nichts als die alte Leier, aber Mill will auch Eigenes hinzuthun: „Oder um die Form des Satzes zu variieren: der Grund, weshalb das Kapital einen Profit liefert, ist der, dass Nahrung, Kleider, Rohstoffe und Arbeitsmittel längere Zeit dauern, als zu ihrer Produktion erforderlich ist." Mill ververwechselt hier die Dauer der Arbeitszeit mit der Dauer ihrer Produkte. Nach dieser Ansicht würde ein Bäcker, dessen Produkte nur einen Tag dauern, aus seinen Lohnarbeitern nie denselben Profit ziehen können, wie ein Maschinenbauer, dessen Produkte zwanzig Jahre und länger dauern. Allerdings, wenn die Vogelnester nicht längere Zeit vorhielten als zu ihrem Bau erforderlich, so würden die Vögel sich ohne Nester behelfen müssen.

„Diese Grundwahrheit einmal festgestellt, stellt Mill seine Ueberlegenheit über die Merkantilisten fest: „Wir sehen also, dass der Profit entsteht nicht aus dem Zwischenfall der Austäusche, sondern aus der Produktivkraft der Arbeit, der Gesamtprofit eines Landes ist immer bestimmt durch die Produktivkraft der Arbeit, gleichviel ob Austausch stattfindet oder nicht. Bestände keine Teilung der Beschäftigungen, so gäbe es weder Kauf noch Verkauf, aber immer noch Profit." Hier sind also Austausch, Kauf und Verkauf, die allgemeinen Bedingungen der kapitalistischen Produktion, ein purer Zwischenfall, und es giebt immer noch Profit ohne Kauf und Verkauf der Arbeitskraft."" — D. h. also: Wo es sich um ein Verteilungsproblem

handelt, verliert sich Mill in das Produktionsproblem, oder richtiger, das Problem der ursprünglichen Akkumulation. Insoweit gilt auch von Mill, was Marx von Ricardo sagt (ebenda, pag. 480): er kümmert sich nicht um den Ursprung des Mehrwerts, d. h. darum, wie es gekommen ist, dass der Ueberschuss der menschlichen Produktivkraft über die Totalsumme der Güter, die jeweils in den Produktionsprocess eingehen, also der Kapitalgewinn I von den Kapitalisten angeeignet wird, also Mehrwert oder Kapitalgewinn II geworden ist. Wie aber oben schon ausgeführt worden, es „führt aber der Ueberschuss des Ergebnisses der Arbeit über den unmittelbaren Gebrauch einschliesslich des Ersatzes der Arbeitsmittel (Gerätschaften etc.), was eben dem Begriff des akkumulierten Kapitals zu Grunde liegt, noch keineswegs ohne weiteres zum Begriffe der Vergütung desjenigen, in dessen Händen es (das akkumulierte Kapital) sich plötzlich befindet und der bei eingetretener Scheidung zwischen Kapitalbesitzer und Arbeitskraftbesitzer, letzterem die Vorschüsse leistet.“ Da ferner Mill den Terminus Kapitalgewinn für zwei verschiedene Begriffe hat, so kommt er sehr bald dahin, ganz à la Ricardo, den Kapitalgewinn II oder den Mehrwert wie „eine der kapitalistischen Produktionsweise inhärente Sache“ (Marx ebenda) zu behandeln, obwohl die kapitalistische Produktionsweise in Mills Augen nicht die „natürliche“ Form der gesellschaftlichen Produktion war, wie aus seinem Versuch hervorgeht, sich diese ohne den Mechanismus des Tausches vorzustellen.

Wenn Mill ferner sagt: „Produziert die Gesamtheit der Arbeiter eines Landes 20 % über ihre Lohnsumme, so werden die Profite 20 % sein, was auch immer der Stand der Warenpreise,“ so müsste es statt „über ihre Lohnsumme“ heissen: über die Gesamtsumme von Kapital und Löhnen, eine Berichtigung Mills, die schon oben stillschweigend an Mills Aufstellungen vorgenommen war, indem von dem Ueberschuss des Ergebnisses der Arbeit über den unmittelbaren Gebrauch einschliesslich des Ersatzes der Arbeitsmittel (Capitel VI, C.) oder von der Differenz zwischen dem Gesamtgüterbestande zu An-

fang und zu Ende der Gesamtproduktion in einem gegebenen Zeitraume (Cap. VII) die Rede war. Aehnlich fällt Marx' Berichtigung aus, indem er anstatt Lohnsumme die „Totalsumme des vorgeschossenen Kapitals" setzt (pag. 481).

Es folgen nun einige kritische, auf Citate aus Mill gestützte Bemerkungen, mit welchen Marx beweisen will, und u. E. auch beweist, dass Mills Ausführungen an dieser Stelle (Buch II, Cap. 15, Kapitalgewinn) sich in dem Gegensatze bewegen: die kapitalistische Produktion, selbst wenn sie nicht existierte, existiert doch immer, oder umgekehrt, sie existiert dann nicht, wenn sie existiert (pag. 481/82). Wir halten diese Kritik im wesentlichen für berechtigt, glauben aber in den bisherigen Erörterungen fast auf jeder Seite, vornehmlich an den Stellen, wo von der Verwechselung von Minimum I und Minimum II, Kapitalgewinn I und Kapitalgewinn II, der Analyse der Produktion und derjenigen der Produktionskosten, ganz besonders aber von der Verwechselung des Produktionsproblems mit dem Verteilungsproblem, dem natürlich-technichen Produktionsprocesse mit dem Mechanismus des Marktverkehrs die Rede war,[36]) den genauern Beweis für Mills Irrtum und jeweils die Psychologie der Entstehung dieses Irrtums gegeben zu haben.

## CAPITEL IX.

### Weitere Beiträge zur Kritik der Millschen Wertlehre.

Es kann zur Bestätigung vieler unserer obigen Ausführungen dienen, wenn man sieht, wie sehr Mill auch später, nach der systematischen Darstellung des Wertbegriffes, an die Zeitdauer, welche zur Herstellung der einzelnen Güter nötig ist, als ihren gemeinsamen Wertmesser gedacht hat. So lesen wir Buch III, Cap. XVIII, 1, pag. 261:

„Wenn also England aus Spanien Wein einführt, indem es für jede Pipe Wein einen Ballen Tuch giebt, so wird der Tauschwert einer Pipe Wein in England nicht davon abhängen, was die Produktion des Weins in Spanien, sondern was die Hervorbringung des Tuches in England gekostet hat. Wenn der Wein in Spanien auch nur ein Aequivalent von zehn Arbeitstagen ist, das Tuch aber in England zwanzig Arbeitstage zu stehen kommt, so wird doch der Wein, sobald er nach England gebracht ist, sich gegen den Ertrag von zwanzig Tagen englischer Arbeit austauschen lassen, unter Zuschlag der Transportkosten, worin der übliche Gewinn für das Kapital des Importeurs während der Zeit, das dasselbe anderer Anwendung entzogen wird, einzurechnen ist."

Wo aber Mill vorher vom „Massstab des Wertes" handelt (Buch III, Cap. XV, pag. 240 ff.), ist, im üblichen Durcheinander, nicht von der Zeit als Mittel der Vergleichung von Gütern, sondern von der Relativität der Beziehung zwischen einem allgemeinen Tauschmittel und den übrigen Gütern, also von der Beziehung zwischen Geld und Waren, die Rede, der Markt hat sich dazwischengeschoben. Und ebenso wird im Zusammenhange der Ausführungen, aus denen das obige Citat genommen ist, als Ursache der Thatsache, dass Waren, welche mit derselben Anzahl Arbeitstage hergestellt sind (1 Pipe spanischer Wein = 1 Ballen englisches Tuch), sich nicht im Verhältnis ihrer natürlichen Produktionskosten austauschen lassen, ganz klar die Internationalität des Marktes angegeben.[37])

## CAPITEL X.

### Widerspruch in Mills Begründung des Rechts auf Kapitalgewinn.

Rückblickend muss schliesslich noch Eines hervorgehoben werden. Im Anschluss an das Citat aus Buch III, Cap. IV, 4, pag. 128, war oben nachgewiesen worden, Mill folgere das Recht, den Kapitalgewinn den Produktionskosten zuzurechnen, daraus, dass Kapital das Ergebnis der Enthaltsamkeit, des Sparens sei. Das wird auch an besonderer Stelle (Buch I, Cap. VI, 4) als zweiter Fundamentalsatz in betreff des Kapitals umständlich erörtert. Nach alledem soll also die Enthaltsamkeit als subjektive Entstehungsursache des Kapitals das Recht der Aneignung des Kapitalgewinns stützen, also eine Eigentumlichkeit des Verteilungsprocesses in dem Wirtschaftssystem erklären, in dem Lohn und Arbeit getrennt sind, wovon oben ausführlich gehandelt wurde; die objektive Entstehung des Kapitals selbst wird auf die grössere Produktivität der Arbeit, d. h. auf die Thatsache zurückgeführt, dass die Arbeit „mehr produziert, als zu ihrem Unterhalt erfordert wird" (Buch II, Cap. XV, 5, pag. 78). Mit anderen Worten: die Enthaltsamkeit als subjektives, die wirtschaftenden Individuen unterscheidendes Merkmal soll implicite die Differenzierung der Besitz- und Eigentumsverhältnisse erklären und den aus ihrer Bethätigung erwachsenden Nutzen rechtfertigen. Was aber lesen wir in Buch II, Cap. I, 3, pag. 220, im Capitel über das Eigentum? „Die sozialen Einrichtungen des jetzigen Europas nahmen ihren Anfang von einer Eigentumsverteilung, die nicht das Ergebnis einer gerechten Teilung oder der Aneignung durch Erwerbsthatigkeit, sondern von Eroberung und Gewaltthätigkeit war, und ungeachtet alles dessen, was die Erwerbsthatigkeit viele Jahrhunderte hindurch gethan hat, um das Werk der Gewalt zu modifizieren, so hat das System doch

noch manche und bedeutende Spuren seines Ursprungs behalten. Die Gesetze in betreff des Eigentums haben sich noch keineswegs den Principien angepasst, auf denen die Rechtfertigung des Privateigentums beruht."

Die hier zum Ausdruck gelangende Okkupationstheorie stellt den aus dem Kapitalbesitz hergeleiteten Nutzen, den [illegible] theorie rechtfertigt ihn, zwischen beiden besteht ein unausgleichbarer Gegensatz, der Mill nicht im geringsten zum Bewusstsein gekommen ist.

## CAPITEL XI.

### Waren, die ein natürliches Monopol besitzen.

Die Millsche Lehre von den Monopolgütern war an der Hand der Massengüter entwickelt worden, jener Güter, deren Angebot 1) von der Natur nicht beschränkt ist, bei welchen 2) die Schwierigkeit des Erlangens in der Verausgabung von menschlicher Arbeit oder sonstigen menschlichen Produktionsfaktoren besteht, und deren Vermehrung 3) ohne Vermehrung der Produktionskosten vor sich geht (s. o.). Es erübrigt noch die Gesetze der Wert- und Preisbildung für die anderen oben angeführten Warenklassen zu erörtern.

Waren, bei denen die Schwierigkeit des Erlangens in der absoluten Beschränkung des Angebots besteht (Buch III, Cap. II. 2, pag. 109). Hierher gehören nach Mill z. B. Weinsorten, die nur unter besonderen Umständen des Bodens, des Klimas und der Lage gezogen werden können; die begehrtesten Lagen der Stadt; Gegenden von einziger Naturschönheit; Parks; antike Skulpturen, seltene Münzen, Bücher u. s. w. Was ist bei dieser Klasse von Gütern (oder Waren?) Wertbildner und was der Preisbildner?

Zunächst ist hier zu bemerken, dass die von Mill hier angeführten Monopolgüter von ganz verschiedener Art sind. Freilich besteht von kostbaren Weinsorten und von antiken Skulpturen ein physisch beschränktes Angebot, aber während es bei letzteren für alle Zeiten absolut beschränkt bleibt, ist es bei den Weinsorten nur relativ beschränkt, insofern es denkbar ist, dass durch irgend welche Verbesserung in der Weinkulturtechnik das Angebot um ein merkliches vermehrt werden kann. Ferner ist für die kostbaren Weinsorten neben der Beschränktheit des Bodens, auf dem ihre Reben gezogen werden, also neben ihrer natürlichen Seltenheit und der darauf beruhenden hohen subjektiven, in Kapitalgewinn und Bodenrente sich reflektierenden

Schätzung auch die menschliche Arbeit, für die begehrtesten Lagen in der Stadt, für antike Skulpturen u. dergl. dagegen nur die Seltenheit Wertbildner. Nur im ersteren Falle kann daher von Produktionskosten gesprochen werden, weil hier die sämtlichen drei Faktoren dem Werte jener Monopolgüter zu Grunde liegen und sich darum sehr leicht das Produktionskostenminimum als Ausgangspunkt der Produktion, sowie der Punkt, um den der Marktpreis fluktuiert, berechnen lässt. Was den weiteren Process der Preisbildung betrifft, so gilt für diese Klasse von Monopolgütern dasjenige, was oben bezüglich der Preisbildung für Massengüter ausgeführt wurde; und darauf kommen auch Mills Darlegungen (pag. 110 ff.) hinaus.

Für die Bestimmung des Wertes der Monopolgüter von der Art der antiken Skulpturen, Münzen, Gemälde u. dergl. spielt die menschliche Arbeit, die sie hervorgebracht hat, gegenwärtig keine Rolle mehr, weil sie qualitativ und quantitativ gar nicht mehr bestimmt ist, hier kommt allein die subjektive Schätzung, die ihre Seltenheit in qualitativer und quantitativer Beziehung findet, zum Ausdruck; ihre Objektivierung im Preise lässt sich jedoch erst post festum, aus den wirklich gezahlten Sätzen, erkennen. Von einem Minimumpreis als dem natürlichen Ausgangspunkt der Produktion kann hier gar keine Rede sein. Mill wirft an der entscheidenden Stelle (pag. 110) diese beiden Arten von Monopolgütern zusammen, nähert sich aber hinterher, gelegentlich der Bodenrententheorie (Buch III, Cap. V, 1, pag. 136) dem Richtigen, indem er sagt: „Die kleinere Klasse ist diejenige, in welcher der Wert der Waren, da diese auf eine gegebene Quantität beschränkt sind, lediglich durch Nachfrage und Angebot bestimmt wird, ausser dass ihre Produktionskosten, wenn solche vorkommen, das Minimum abgeben, unter welches der Wert auf die Dauer nicht sinken kann.“

## CAPITEL XII.

### Von der Bodenrente im Verhältnis zum Wert.

Von der „Bodenrente im Verhältnis zum Wert" betitelt Mill das fünfte Capitel des dritten Buches. Es steht mitten unter den Auseinandersetzungen über den Wert, hat aber nicht mit diesem an sich, sondern mit einer ganz bestimmten konkreten Wertform, dem Preise für landwirtschaftliche Erzeugnisse zu thun. Mill sagt es selbst: „Bei dieser Auseinandersetzung habe ich „Preis" als ein passendes Symbol für „Wert" gebraucht wegen der allgemeinen Vertrautheit mit jenem Begriff" (Buch III, Cap. V, 1, pag. 138). Der Ausgangspunkt für diese Erörterung bei Mill bildet das Gesetz des sich vermindernden Bodenertrages.

Das Preisproblem, um das es sich hier handelt, knüpft sich also an die Thatsache, dass die objektive Wertbestimmung (Marktpreis) landwirtschaftlicher Erzeugnisse von den zwei folgenden Faktoren abhängt: 1) von einem subjektiven, wonach ihr Gebrauchswert als der von Dingen unbedingter Notwendigkeit[38]) in der Skala der Bedürfnisregungen den ersten Platz einnimmt; daraus folgt, dass die Nachfrage keine unbegrenzte oder wie Malthus (ebenda) sagt, keine vergleichsweise unbegrenzte ist, sondern dem jeweiligen Bevölkerungsstande sich anschmiegt, und 2) von einem objektiven, der bestimmt, dass die Nachfrage oder die Anzahl der Nachfragenden, anders als bei Dingen der übrigen Warenklassen (s. o.) an dem Vorhandensein und der Zunahmefähigkeit der Erzeugnisse des Bodens ihre Grenze oder ihren Regulator findet, nicht umgekehrt. Wir haben hier absichtlich auf Malthus' höchst lehrreiche Abhandlung über die Bodenrente Bezug genommen, weil ja schon Malthus, abgesehen von seiner den Grundbesitzern freundlichen Tendenz, den Begriff der Grundrente in der Ricardo und Mill geläufigen Fassung bringt und durch Rückgang auf

ihn[39]) Mills Behandlung des Themas in diesem Kapitel, seine Eigenart und besonders seine theoretische Schwäche sich scharf hervorheben lässt. Man kann nämlich mit leichter Veränderung des Wortlauts bei Malthus — für den ja ähnlich, wie für uns in diesem Zusammenhange, die Bodenrente eigentlich nur in ihrer Beziehung zu den „hohen" (pag. 42) Getreidepreisen, mithin als Preisproblem in Betracht kam — (auf pag. 45) das Wesen der Bodenrente illustrieren: es liegt danach in der bei diesen Warenklassen neuen Beziehung, in welche Nachfrage und Angebot (oder „Herstellung", Malthus pag. 45) treten. Wenn die Preisbestimmungsdeterminanten subjektiv (Nachfrage) und objektiv (Angebot oder Herstellung) andere werden, so muss auch die Resultante: der Preis anders werden.

Mill steht hierin hinter Malthus beträchtlich zurück. Er betont lediglich den objektiven Faktor und zwar zunächst losgelöst von seiner Beziehung zum subjektiven, wodurch der enge Zusammenhang der Lehre von dem Preise der Bodenprodukte mit dem Bevölkerungsproblem gelockert wird. Dadurch leidet Mills Exposition des Themas Einbusse an Klarheit: „Es ist nun eine dritte Art von Waren in Betracht zu ziehen, solche nämlich, welche nicht einerlei, sondern verschiedene Produktionskosten haben, deren Quantität durch Arbeit und Kapital beständig vermehrt werden kann, aber nicht durch einen gleichbleibenden Aufwand von Arbeit und Kapital — von denen eine gewisse Menge zu einem gegebenen Kostenbetrage hervorgebracht werden kann, allein eine grössere Quantität nicht ohne grössere Kosten. Diese Artikel bilden eine in der Mitte liegende Klasse, welche an dem Charakter der beiden andern teilnimmt. Die Hauptsache hierbei bilden die landwirtschaftlichen Erzeugnisse. Wir haben schon sehr oft Bezug genommen auf die Fundamentalwahrheit, dass beim Landbau, einen gegebenen Zustand der Betriebsweise vorausgesetzt, Verdoppelung der Arbeit den Ertrag nicht verdoppelt — dass, wenn eine vermehrte Quantität der Produkte erfordert wird, der hinzukommende Vorrat mit grösseren Kosten als der erstere erlangt wird" (Buch III, Cap. V, 1, pag. 137).

Der Begriff der Bodenrente bei Mill fällt im wesentlichen mit dem bei Ricardo zusammen. Scharf betont wird die Bedingung, unter der das Gesetz des sich vermindernden Bodenertrages gilt: dass fremde Zufuhren von Bodenprodukten nicht zu erwarten sind (pag. 137), ferner der Erfahrungssatz: der Wert jedes beliebigen Artikels wird durch die Kosten desjenigen Teils des Angebots bestimmt, der mit den bedeutendsten Kosten produziert und an den Markt gebracht wird (ebenda), wobei aus dem Zusammenhange zu ergänzen ist, dass der Artikel zu den Dingen von unbedingter Notwendigkeit gehört. Fast gleichen Ausdruck findet der allgemeine Erfahrungssatz übrigens auch bei Ricardo (pag. 51):[40] „Rohstoffe wandeln in die Zusammensetzung der meisten Güter hinein, aber ihr Tauschwert, so gut wie der des Getreides, wird durch die Hervorbringungsfähigkeit desjenigen Teiles des Kapitals, der zuletzt auf den Boden verwendet wurde und keine Rente bezahlt, bestimmt; und darum ist die Rente kein Bestandteil des Preises der Güter."

Unter diesen allgemeinen Voraussetzungen muss dann der Preis der Bodenerzeugnisse oder müssen, wie Ricardo sagt, „die Roherzeugnisse im verglichenen Tauschwerte" steigen, wenn bei steigendem Bevölkerungsstande Boden von geringerer Bonität als der am wenigsten ergiebige des bis dahin in Bearbeitung befindlichen in Anbau genommen werden muss.[41] Absolut ausgedrückt: der natürliche Wert („welcher mit dem durchschnittlichen zusammenfällt", Mill, Buch III, Cap. V, 1, pag. 139) von Bodenprodukten, also das Minimum I beruht auf den Produktionskosten desjenigen Teiles derselben, der unter den ungünstigsten Umständen hervorgebracht wird. Jeder, der einen besseren Boden besitzt, als derjenige ist, der den allgemeinen Preis des Bodenprodukts bestimmt (pag. 140), zahlt also eine Rente, und jeder, der solchen Boden eignet, ist im Besitz eines Privilegiums.[42] Oder mit andern Worten: das Privateigentum am Boden schafft einen Extragewinn und dieser Extragewinn heisst Rente. Das ist aber eine Erklärung der Differenzialgrundrente und nicht der Grundrente an sich, der

absoluten Grundrente, worunter Rodbertus, ihr Entdecker, die Produktivität der auf den Boden gerichteten Arbeit versteht, einer Rente, die darum keinen nach Arbeitskosten zu berechnenden Wert giebt. Auf diesen Mangel bei Ricardo weist Rodbertus hin: seine Theorie sei im Grunde gar keine Theorie der Grundrente, „denn sie erklärt nicht die Entstehung der Grundrente überhaupt, sondern (unter Voraussetzung ungleichen Bodens) ihre Verteilung unter die einzelnen Grundbesitzer, die Differenz der einzelnen Grundrenten". (Zur Erkenntnis unserer staatswirtschaftlichen Zustände, pag. 89.) Rodbertus giebt jedoch zu, dass für die heutigen Verhältnisse das Gesetz Geltung habe, „dass, wenn das gesellschaftliche Bedürfnis in irgend einer Produktenart zu einem neuen vermehrten Betriebe unter ungünstigen Umständen zwingt, der Wert dieses letzten Produkts der durchgängige wird" (a. a. O. pag 131), d. h. eine Differenzialbodenrente eintritt.

Mill folgt in allem diesem Ricardo. Von den vielen Formulierungen derselben Sache ist nur eine wichtig: die Bodenrente, heisst es (Mill, Buch III, Cap. V, 2, pag. 142) gleicht lediglich den Gewinn der verschiedenen, auf die Landwirtschaft angewendeten Kapitalien aus, indem sie den Grundherrn in den Stand setzt, alle Extravorteile, welche durch das Uebergewicht natürlicher Vorzüge veranlasst werden, sich anzueignen. Hier denkt sich Mill, wie schon Ad. Smith, Ricardo, Malthus (der gleich zu Anfang der angeführten Abhandlung, pag. 38/39 von Pächtern spricht) und andere vor ihm gethan haben, und wie es die englischen Verhältnisse allerdings nahelegen, Bodenrente in der Form des Pachtzinses, also Besitzer und Bebauer des Bodens vollkommen getrennt; deswegen kann man, da die Verschiedenheit in der Bonitität des Bodens oder die Differenzen der Bodenrente (Differenzialrenten bei Marx, III, 2, pag. 179 ff.) in den Pachtzinsen veranschlagt und verrechnet sind, wirklich von der Gleichheit des Ertrages der in der Bodenwirtschaft angewendeten Kapitalien sprechen.

Bevor wir auf diese wichtigen Punkte näher eingehen, ist hervorzuheben, dass nach Mill — bis auf eine noch zu be-

sprechende Ausnahme — die Bodenrente keinen Bestandteil der Produktionskosten bildet, welche den Wert der landwirtschaftlichen Erzeugnisse bestimmen pag. 141), also z. B. die Getreidepreise. Die Bodenrente, oder überhaupt Rente, als Ausdruck für jede Verschiedenheit zu Gunsten gewisser Produzenten oder zu Gunsten einer Produktion unter gewissen Umständen (Patente, Erfindungen, besondere Geschicklichkeiten einzelner, Bergwerke, Fischereien u. s. w. (pag. 146) ist somit nach Mill keine Ursache des Wertes irgend eines Produkts oder hoher Getreidepreise, sondern stellt den Preis eines Privilegiums dar. Ganz ebenso Ricardo: das Getreide steht nicht hoch, weil eine Rente entrichtet wird, sondern es wird eine Rente entrichtet, weil das Getreide hoch steht (pag. 48 und sonst). Und auch darin bekennen sich beide zur gleichen Meinung, dass die Existenz der Grundrente, weil sie eben eine Folge und nicht die Ursache hoher Getreidepreise ist, keine besondere Benachteiligung für die Konsumenten im Gefolge hat. Wenn alle Grundherren, erklärt Mill (pag. 142), sich einmütig dazu entschlössen, die Bodenrente aufzugeben, so würden sie nichts weiter thun, als dieselbe auf die Pächter übertragen, ohne allen Nutzen für die Konsumenten: die Grundrente ist „keine Last für den Konsumenten; sie treibt die Getreidepreise nicht in die Höhe". Fast mit denselben Worten vertritt Ricardo (a. a. O. pag. 48) das Gleiche: man hat, sagt er, mit Recht die Bemerkung gemacht, dass, selbst wenn die Grundherren auf die ganze Rente verzichten würden, doch keine Herabsetzung des Getreidepreises erfolgen würde. Das Wort „Naturgesetz" brauchen die angeführten Schriftsteller zwar nicht an den angezogenen Stellen, aber sie scheinen doch, Ricardo freilich mehr als Mill, für das, was in den Augen der Konsumenten sich als Härte darstellt, die Natur und nicht die Menschen und ihre sozialen Einrichtungen verantwortlich machen zu wollen. Vor ihnen hatte ja schon Adam Smith[43]) den grossen Vorteil der Grundrente für die menschliche Gesellschaft gepriesen, während Malthus im polemischen Gegensatz zu Smiths Erläuterer Buchanan und zu Sismondi, welche sie als den Kon-

sumenten schädigend denunzierten (cf. Malthus a. a. O. pag. 40 ff., bes. pag. 47), die Notwendigkeit der Existenz der Rente aus naturgesetzlichen Gründen mit besonderer Betonung ihres naturgesetzlichen Charakters (pag. 46) verteidigt. Mill tritt so weit in seiner Auffassung der Grundrente nicht aus dem von den Meistern der orthodoxen Schule geschaffenen Ideenkreis. Freilich betrifft das nur die Analyse einer an ein bestimmtes (nämlich das kapitalistische) Wirtschaftssystem geknüpften ökonomischen Kategorie. Fast nur Analyse giebt denn auch das Kapitel über die Bodenrente, mit dem wir es vorzüglich hier zu thun haben. Fast ganz, denn wo die Analyse aufhört und das Politische, die Berücksichtigung des Sollen gegenüber dem Sein anfängt, geht Mill über den, wie man ihn wohl kurz nennen darf: orthodoxen Standpunkt hinaus und nähert sich den von Buchanan und Sismondi nicht nur, sondern überhaupt von den principiellen Kritikern des betreffenden Wirtschaftssystems vertretenen Betrachtungsweisen. So fährt Mill, nachdem er eben betont hatte, die Bodenrente sei keine Last und bilde keinen Nachteil (pag. 142) für die Konsumenten, unmittelbar fort: sie sei es nur in so weit, „dass wenn der Staat sie für sich behielte oder ein Aequivalent in Gestalt einer Grundsteuer auflegte, die Bodenrente alsdann einen Fonds abgeben würde, der, statt zum Vorteil von Privatpersonen, zu öffentlichen Zwecken dienen könnte“ (ebenda). Früher war gesagt worden, die Bodenrente sei ein Privileg, das, weil auf einem Naturgesetz beruhend, gewissermassen naturrechtlich begründet und gerechtfertigt sei, nichts weiter. Jetzt wirft er mit einem Male die Frage auf: besteht das Privileg zu Recht, soll es ewig so bleiben und hat der Staat nicht etwa die Verpflichtung, es zu Gunsten der Allgemeinheit für sich zu beanspruchen und zu verwerten? Diese Haltung Mills ist auch aus seinen Erörterungen an andern Stellen der „Grundsätze der politischen Oekonomie“, seiner „Arbeiterfrage“, seiner nachgelassenen Schrift „über den Sozialismus“, seinen „Abhandlungen zur irischen Landfrage“ geläufig. Im zweiten Capitel des zweiten Buches, wo vom Landeigentum gehandelt wird, heisst es z. B.:

„Es erscheint mir fast als ein Axiom, dass Landeigentum strikte interpretiert werden und in allen Zweifelfällen die Entscheidung gegen den Eigentümer ausfallen muss. Beim Eigentum an beweglichen Gütern und bei allen Dingen, die das Produkt der Arbeit sind, ist gerade das Gegenteil der Fall" (Bd. I, pag. 247). „Keine vorhandene Menge beweglicher Güter, welche jemand durch seine Arbeit erwerben kann, verhindert andere, durch die nämlichen Mittel Gleiches zu erwerben, wer aber Land als Eigentum besitzt, der bewirkt der Natur der Sache nach, dass ein anderer es nicht besitzen kann" (ebenda). Endlich: „Der Grund und Boden Irlands so wie der eines jeden Landes gehört der Bevölkerung dieses Landes; jene, welche Landeigentümer heissen, haben nach den Grundsätzen der Gerechtigkeit und Billigkeit einen Rechtsanspruch nur auf die Rente oder auf eine Entschädigung für den Marktpreis derselben" (Bd. I, pag. 307).

Diese letztere Stelle ist stark ponokratisch gefärbt. Die Grundbesitzer gelten nur als Leute, denen von der Gemeinschaft die Verwaltung eines Teiles des Landes übertragen ist, und welche für die Verwaltung desselben jener verantwortlich sind. Ihnen steht kein freies Verfügungsrecht zu, und die Rente, die sie beziehen, darf nur den Entgelt für eine Dienstleistung darstellen. Ferner liegt hier die Anschauung zu Grunde, dass das Volk, d. h. die Summe der Individuen, welche es bilden, rechtmässige Besitzer des Landes sind, und somit jedes Individuum rechtmässige Ansprüche auf das gleiche Quantum Land erheben darf. Das ist der naturrechtliche Standpunkt par excellence. Es fehlt auch die Bestimmung nicht, dass den Grossgrundbesitzern gegenüber das Expropriationsrecht nach Massgabe des Marktverhältnisses der Gemeinschaft zusteht. Ueberhaupt zeigt Mill jene „Feindseligkeit" gegen das Grundeigentum und die Grundeigentümer, die Held[44]) Ricardo, im Gegensatz zu Smith und Malthus, vorwirft, und die zunächst bei Mills freihändlerischer Gefolgschaft, den bürgerlichen Oekonomen, wie Marx sagt (Kapitel III, 2, pag. 161), vor allem den Cobdeniten in der Forderung nach Erleichterung, ja Aufhebung aller Be-

schränkungen der Landübertragung, kurz in der Forderung nach „Freihandel in Land“ hervortrat.

Wir können auf dieses Thema nicht näher eingehen, das Angeführte genügt, zu zeigen, dass Mills ponokratische Neigungen aus seinen Zweifeln über die Berechtigung des Privateigentums an Boden hervorgingen und dass gerade seine Betrachtungen über Agrarfragen ihn zu der Antithese führen, welche, neben andern Dingen, freilich auch bis zu ihren äussersten Folgen entwickelt, der Ponokratie zu Grunde liegt: Privateigentum an Dingen, die das Produkt der Arbeit sind, ist gestattet, Privateigentum an Dingen, wie Land und dessen natürlicher Ueberschuss, ist nicht gestattet.

Wir müssen nunmehr auf Mills Analyse der Bodenrente zurückkommen und uns jenes Punktes erinnern, dem oben besondere Bedeutung zugeschrieben wurde. Es ergeben sich daraus mehrere unmittelbare Folgerungen: durch die Thatsache, dass in dem Pachtzinse die Bonität des Bodens, gemessen an der Ertragfähigkeit desselben zu einer gegebenen Zeit, und der Vorwegnahme seiner mutmasslichen Wertsteigerung oder -minderung in absehbarer Zeit zum Ausdruck kommt, wird bewirkt, dass die Produktionskosten der Bodenerzeugnisse wirklich im Gebiete einer geschlossenen Nationalwirtschaft dieselben sind.

Das heisst: denkt man sich, wie das Mill thut, das System der Pächter-Kapitalisten (Marx III, 2, pag. 157) durchgeführt, so wird dadurch die Verschiedenheit in der Ertragfähigkeit des landwirtschaftlichen Kapitals ein für allemal ausgelöscht und sind, von nun an, bei jeder irgendwie herbeigeführten Aenderung der Konjunktur für Bodenerzeugnisse alle industriellen Kapitalisten an dieser Aenderung in gleichem Masse beteiligt. Für diese Pächter-Kapitalisten bedeutet dann eine günstige Aenderung der Konjunktur: Erhöhung des Kapitalgewinns, eine ungünstige: Verminderung desselben. So ist es, glauben wir, zu verstehn, wenn Mill sagt, die Bodenrente gleiche lediglich den Gewinn der verschiedenen auf die Landwirtschaft angewendeten Kapitalien aus, nicht eigentlich die Bodenrente, sondern die Thatsache, dass sie, je nach Wert und Beschaffenheit, kapitalisiert wird. Die

Bodenrente wird dadurch nicht aufgehoben, sondern besteht weiter, selbst wenn das Pächterwesen, wie in England, nicht mehr besteht, sondern das Grundeigentum längst den Besitzer gewechselt hat und, wie jedes andere Vermögensstück in der Kapitalwirtschaft, auf dem Kapitalmarkt nur in seiner Geldform, als ein Besitz von so und so viel Geldwert figuriert. Sie besteht fort, weil jene Ursachen fortbestehen, welche ursprünglich dem zufälligen Grundbesitzer aus objektiven Gründen — Beschränkung des Angebots etwa wegen Bevölkerungszuwachs oder Missernten — einen Vermögensvorteil verschaffen. Sie bedeutet nun aber, wo die kapitalistische Produktionsweise in der Agrikultur durchgeführt ist, nur die besonderen Ursachen für die günstige Konjunktur, welche den auf die Landwirtschaft angewendeten Kapitalien eine Erhöhung des Kapitalgewinns einbringt. An dieser Erhöhung des Kapitalgewinns müssen aber zu einer Zeit, da die Grundrente längst ihrem specifischen Werte nach kapitalisiert ist, alle industriellen Kapitalisten gleichen Anteil haben.

Von diesen Gesichtspunkten aus wäre es daher angemessen, nur noch von dem Kapitalgewinn der auf die Landwirtschaft angewendeten Kapitalien zu sprechen, da er nicht mehr generell, sondern nur specifisch, durch die besonderen Ursachen seiner Auf- und Abwärtsbewegung, von dem Kapitalgewinn der in anderen Industrien angewendeten Kapitalien unterschieden ist.[45]) Ob in den Grundstückwerten Mehrwert steckt oder nicht, wie hoch er ist, und wie er sich berechnet, geht uns nunmehr vom Standpunkte der Analyse gegenwärtiger Erwerbsverhältnisse nichts mehr an, da ja alle möglichen Arten von Mehrwert längst kapitalisiert sind oder im Begriff stehen, es zu werden, obwohl wir übrigens mit Lange[46]), Max Wirths, Careys und anderer Bemühungen, den gesamten Wert eines Grundstücks auf Arbeit zurückzuführen, als verfehlt betrachten.

An diese Folgerung hat Mill u. E. nicht gedacht, obwohl sie in der Konsequenz seiner oben besonders hervorgehobenen Anschauung liegt. Marx steuert auf dasselbe Ziel los[47]), wenngleich seine Ausführungen im dritten Bande des Kapitals nicht ganz einheitlich scheinen.

Schliesslich folgt aber auch aus Mills Aufstellung, die Bodenrente gleiche lediglich den Gewinn der verschiedenen auf die Landwirtschaft angewendeten Kapitalien aus, dass die Bodenrente in diesem Sinne sehr wohl einen Bestandteil der Produktionskosten bildet, wie das Ad. Smith und mit ihm Marx[48]) aus Erwägungen, an die sich die unsrigen teilweise anlehnen, annehmen. Mill ist eben bis zu jener Betrachtung noch nicht vorgedrungen, für welche bei durchgeführter kapitalistischer Produktionsweise für die Landwirtschaft die günstigen und ungünstigen Konjunkturen für Bodenerzeugnisse, anstatt welcher man früher von Steigen und Fallen der Bodenrente sprach, wenn sie auch natürlich ihre besonderen Ursachen haben, in keinem anderen Licht erscheinen, als die günstigen oder ungünstigen Konjunkturen in irgend einem anderen Industriebetriebe, als die Chancen für irgend welche andere industriellen Kapitalsanlagen. Auch Lange scheint uns in seiner Verteidigung Mills gegen Carey diesen Punkt übersehen zu haben.

Als einen Fall besonderer Art führt Mill die bäuerliche Landwirtschaft an (Buch III, Cap. 6, 2, pag. 150 ff.). Der Fall heischt besondere Erwähnung, weil die bäuerlichen Eigentümer, die Halbpächter, selbst die bäuerlichen Pächter oder Inhaber von Landzuteilungen, überhaupt alle Arbeiter, die für eigene Rechnung produzieren, weniger um des Gewinnes als der Subsistenz willen produzieren, weil bezüglich der Produktion dieser vornehmlich durch Herkommen und Liebe zum Berufe in ihrer Thätigkeit bestimmten Bevölkerungsschicht die Marktgesetze für den Wert ihrer „Zeit und Arbeit“ nicht eigentlich in Kraft träten, sonden . . . . . ja was? Mill antwortet (pag. 151): der Bauer muss arbeiten, bis er seine Rente und den Preis aller von ihm zu kaufenden Bedürfnisse erübrigt hat. In diesem Fall sei die Rente ein Element der Produktionskosten. Dies Ergebnis ist erstaunlich. Der Bauer erhält für das, was er auf den Markt bringt, gleichgiltig, ob er faul oder fleissig ist, ob er einen grossen oder kleinen Bedürfniskreis hat, genau das, was nach Massgabe der den Marktpreis bestimmenden Gesamt-

quantitäten seinem Anteil an dem letzteren zukommt. Wie immer, muss auch in diesem Falle, wo es sich um Marktverhältnisse handelt, vorausgesetzt werden: dass dieselben von einer vollkommenen Mechanik des Angebots und der Nachfrage beherrscht sind, dass in jedem Augenblicke auf dem Markte das genaue Verhältnis der Quantitäten bekannt ist, die nach Ausgleich streben. Für den Preis kommen also nur die thatsächlichen Mengen von Bodenprodukten in Betracht, die die bäuerlichen Eigentümer auf den Markt bringen, sowie die Grösse des Bedürfnisses. So weit liegt dieser Fall genau so, wie der der kapitalistischen Pächter, und wenn in dem einen Falle die Rente einen Bestandteil der Produktionskosten bildet, so muss sie es auch in dem anderen thun. Was Mill sagen wollte ist trotzdem klar. Der kapitalistische Pächter sucht dem Boden das abzuringen, was er nur irgend hergeben mag, im besten Falle ohne Beeinträchtigung seiner dauernden Ergiebigkeit; er will seine Kapitalsanlage möglichst nutzbringend machen. Da aber diese Thatsache als für jeden kapitalistischen Betrieb selbstverständlich mit angesetzt ist, in der Höhe der Rente, des Zinses für die Benutzung des Bodens als Produktionsmittel, so kommen wir damit nicht über das hinaus, was überhaupt die kapitalistische Wirtschaft kennzeichnet: das Gewinnmotiv, die Produktion für den Erwerb anstatt für den Gebrauch. Für all die Arbeiter, die für eigene Rechnung produzieren, für die bäuerlichen Pächter u. s. w. mag dieses Motiv noch nicht so stark gewesen sein, und sie mögen und werden thatsächlich früher viel mehr als heute — da übrigens in Russland und Polen die Prellerei der Bauern noch stark im Schwunge ist — aus Unkenntnis der Marktlage unter dem eigentlichen Preise verkauft haben. Aber diese Thatsache hat selbst zu Mills Zeiten, also um 1848, da die politische Oekonomie geschrieben wurde, das kapitalistische Gepräge des Handels mit Bodenprodukten nicht verhüllen können, und hat noch weniger die kapitalistische Entwicklung desselben beeinflusst. Beweis: Erweiterung des Bedürfniskreises der Bauern, das Aufgeben der Bequemlichkeitsmotive, der Zwang zur möglichsten Anspannung

ihrer Arbeitskräfte und damit zugleich die Nutzbarmachung der Konjunkturen zu ihren Gunsten.

Für die Frage nach dem Verhältnis der Bodenrente zum Werte (Mills 5. Capitel im dritten Buche) folgt aus der Betrachtung dieses besonderen Falles also nichts wesentliches; es sei denn, dass Mill durch sie veranlasst wird, das zu bejahen, was er früher geleugnet hatte: dass die Rente einen Bestandteil der Produktionskosten bildet, freilich aus einer weiteren Reihe von Gründen, als Mill bei dieser Gelegenheit geltend macht (s. o.).

Eine letzte Frage, die sich in diesem Zusammenhange aufdrängt, ist damit allerdings noch nicht erledigt: ob nämlich die Existenz der Bodenrente als solche Monopolpreise für die Bodenprodukte herbeiführt. Malthus unternimmt es ja eigentlich in seiner oben citierten Abhandlung, diese Frage zu erörtern, und auch Mill streift sie (pag. 141 ff.). Er sagt (a. a. O.): „Wir können uns ein Land vorstellen, so stark bevölkert und dessen anbaufähiger Boden so vollständig in Besitz genommen worden, dass die Hervorbringung einer grösseren Quantität Produkte mehr Arbeitskraft erforderte, als dieser Ertrag ernähren würde; und wenn wir nun weiter voraussetzen, dass dies die Lage der ganzen Welt sei, oder eines von auswärtiger Zufuhr abgeschnittenen Landes — dann würden allerdings, wenn die Bevölkerungszunahme fortginge, sowohl der Boden als auch dessen Erzeugnisse zu einem Monopol- oder Seltenheitspreise steigen." Da, wie Mill weiter ausführt, noch Ueberfluss an kulturfähigem Boden vorhanden ist, so kann der Boden an sich, indem die Rente ja nur für die Bonität desselben gezahlt wird, keinen Seltenheitspreis erzielen, wobei vorausgesetzt wird, dass ein Monopol nur mittelst willkürlicher Beschränkung des Angebots, also von etwas Quantitativem zu stande kommt (pag. 141). Bei diesem Zustande der Dinge ist es ausgeschlossen, dass es in der Macht der Bodenbesitzer liegt, die Nachfrage auf den Umfang des Angebots herabzudrücken, es sei denn auf künstliche Weise: durch Agrarzölle, wie dies bis 1846 geschah. Aber dann ist die künstliche Höhe der Preise für Bodenprodukte und

auch für Grundstücke (wenn Handel mit ihnen stattfindet) nicht durch die auf der Bonität des Bodens beruhende Rente, sondern durch Umstände bedingt, welche auch sonst Handelsmonopole schaffen. Auf diese Folge hat Mill unzweideutig hingewiesen.

## Resumé.

Wir fragen zum Schluss: welche Ergebnisse für die Beurteilung Mills als Nationalökonom unsere Ausführungen gehabt haben, insbesondere danach, ob sie dazu beigetragen haben, Mills Stellung in der Geschichte der Nationalökonomie genauer zu präcisieren. Soweit die Betrachtung zweier Objekte aus Mills politischer Oekonomie, der Lehre vom Wert und von der Bodenrente, ein Urteil zulassen, können wir es wie folgt formulieren:

In beiden Punkten, in Bezug auf die Lehre vom Werte und diejenige von der Bodenrente, ruht Mill vollkommen auf den Schultern seiner „orthodoxen" Meister, insbesondere Ricardos. Er geht von ihren Prämissen aus, er modificiert sie kaum, aber er vermehrt sie durch möglichst allseitige Betrachtung der wirtschaftlichen Erfahrung und betont daher, dem induktiven Charakter seines Denkens gemäss und im Gegensatz zu Ricardo, stärker als seine unmittelbaren Vorgänger die hypothetische Natur der wirtschaftstheoretischen „Wahrheiten". Daher verliert die politische Oekonomie in Mills Darstellung wieder den begrifflich prägnanten Charakter, den sie unter Ricardo angenommen hatte, und den sie in England besonders wieder unter Jevons[49]) erhalten hat, der Ricardos Wirtschaftstheorie zwar bekämpft, seine metaphysische Behandlung der Wissenschaft aber anerkennt.

Mill aber thut dies ohne eigentliches Bewusstsein der Bedeutung, welche diese Sprengung der mathematischen Form bei Ricardo für die Wissenschaft wie für die Praxis auf sich hatte, und darauf sind die vielen Widersprüche und Unklarheiten in seinen Erörterungen zurückzuführen. Sein System

der politischen Oekonomie macht darum den Eindruck einer unsystematischen Arbeit. Es hat sich gezeigt, wie oft Mill im Verlauf einer an sich abgeschlossenen Untersuchung den Standpunkt der Betrachtung ändert und dadurch die Darstellung widerspruchsvoll, das Verständnis schwer, oft fast unmöglich macht. Von der Betrachtung der Produktion als eines natürlich wirtschaftlichen Processes gleitet er unmerklich in die der Produktion in ihrer rechtlich wirtschaftlichen Form hinüber, er vermengt Probleme der Produktion und solche der Verteilung und hält sie dann wieder auseinander, wo sie zusammengehören. Bald bringt er Analyse gegebener wirtschaftlicher Kategorien, wie Wert und Preis, bald versucht er, indem er vergisst, dass diese Analyse auf Eigenheiten der gegenwärtigen Wirtschaft, auf den Erwerb, auf den Gewinn, kurz auf Eigenheiten der kapitalistischen Wirtschaftsordnung mit ihrer Trennung der Produktionsfaktoren, ihrer Produktion für den Markt, ihrer schliesslichen Bewertung a posteriori, nach den vorliegenden Quantitätsverhältnissen auf dem Markte und zwar ohne Berücksichtigung aller subjektiven Momente der Arbeit (Qualität, Intensität etc.) gerichtet ist: bald versucht er von unten auf, teils naturrechtlich (so bei der Betrachtung der Arbeit als „ursprünglichem" Wertmesser der Ware und wesentlichstem Moment der Produktionskosten), teils in geschichtlichem Rückblick diese Kategorien zu erfassen und zu bestimmen, als ob sie absolute wären. Mill ist sich aber dabei nie bewusst, dass er jene centrale Frage überspringt, ohne deren Berücksichtigung u. E. jede systematische Behandlung und Darstellung der politischen Oekonomie mangelhaft sein mus: die Frage nach der Entstehung der gegenwärtigen kapitalistischen Wirtschaftsordnung mit ihren gangbaren und gegenwärtig giltigen Kategorien. Er führt die Analyse vom Wert und Preis so weit zurück, bis er schliesslich bei Momenten subjektiver Art anlangt, die alle Bewertung bestimmen, von denen alle Bewertung ausgeht: für eine konsequent aufgebaute Wertlehre von unten her bleibt das aber so gut wie unbenutzt, obgleich sie an Material dafür nicht arm ist. Es ist, als ob sich während der Untersuchung der Standpunkt

beständig verschoben; das giebt ihr ein Aussehen, wie wir es in seinem Mangel an Uebereinstimmung der Teile oft, besonders aber im Capitel VI, B, gezeichnet haben.

Mills Auffassung der Bodenrente bietet sachlich wenig Neues und zeigt formell einige der Fehler, welche in seiner Darstellung der Wertlehre so stark hervortreten.

## Anmerkungen.

[1]) S. 5. C. Schmidt, Arch. f. soz. Gesetzgebg. und Statistik, VI, pag. 606.

[2]) S. 10. „Nichtsdestoweniger ist einleuchtend, dass von den beiden grossen Gebieten der Volkswirtschaft — der Produktion und der Verteilung des Vermögens — es die letztere allein ist, mit der die Erwägung des Wertes zu thun hat, und zwar nur, in so weit Konkurrenz nicht Gewohnheit oder Herkommen die Verteilung regelt." S. Mill, Grundsätze der politischen Oekonomie, Buch III, Cap, I, 1, pag. 99, übersetzt von Adolf Soetbeer, 4. deutsche Ausgabe, 3 Bde., Leipzig 1881. Von Gomperz besorgte Gesamtausgabe der Millschen Werke.

[3]) S. 11, cf. besonders aber Buch III, Cap. I, 5, pag. 105: „Ich muss ein für allemal darauf aufmerksam machen, dass die in Betracht zu ziehenden Fälle nur solche sind, wo Wert und Preis lediglich durch Konkurrenz bestimmt werden. Nur in so weit, als sie auf diese Weise bestimmt werden, können sie auf ein nachweisbares Gesetz zurückgeführt werden. Man muss voraussetzen, dass die Käufer ebenso sehr dahin streben, wohlfeil zu kaufen, als die Verkäufer teuer zu verkaufen."

[4]) S. 11. Marshall, Principles of Economics, I[3], pag. 159.

[5]) S. 12. Mill, Buch III, Cap. I, 2.

[6]) S. 13. Mill, Buch III, Cap. II, 1.

[7]) S. 13, ebenda.

[8]) S. 13, ebenda.

[9]) S. 14, ebenda, pag. 107.

[10]) S. 14, cf. Anm. 2.

[11]) S. 14. Mill, Buch III, Cap. I, 2, pag. 101 und Cap. II, 1, pag. 107/108 ff.

[12]) S. 15, Buch III, Cap. II, 1, pag. 108.

[13]) S. 16, cf. Anm. 14.

[14]) S. 16. „Es giebt aber eine andere Kategorie, welche die Mehrzahl aller zu verkaufenden und zu kaufenden Dinge umfasst, wo das Hindernis des Erlangens lediglich in der er-

forderlichen Arbeit und Ausgabe besteht, um die Ware hervorzubringen. Ohne eine gewisse Arbeit und Ausgabe kann man sie nicht haben; wenn man sich aber dieser unterziehen will, so giebt es keine notwendige Grenze für die Vervielfältigung des Produkts. Wenn genug Arbeiter und Maschinen da wären, so können Wollen-, Baumwollen- oder Leinenwaren statt jeder jetzt fabricierten Elle in eben so viel Tausend Ellen angefertigt werden. Es würde ohne Zweifel einen Punkt geben, wo die Zunahme aufhalten müsste, weil die Erde nicht im stande wäre, mehr Rohstoffe zu liefern. Für keine in der Volkswirtschaft vorliegende Aufgabe ist es indes notwendig, einen Zeitpunkt ins Auge zu fassen, wo diese ideelle Grenze eine praktische sein würde". (Mill, Buch III, Cap. II, 3, pag. 110.)

[15]) S. 16. Diese vierte Klasse von Waren wird von Mill zwar als solche nicht besonders hervorgehoben, findet sich aber Buch III, Cap. II, 5, pag. 116, als Ergänzung der anderen Klassen.

[16]) S. 16. „Aber indem er seine Analyse stets von der Peripherie ins Centrum, d. h. von den Begriffen auf die durch sie begriffenen Wirklichkeitselemente leitet, unterlässt er es, die letzten Befunde seiner Analyse in synthetischer Weise so zusammenzusetzen, dass ein übersichtliches und zusammenhängendes Weltbild entsteht." S. Saenger: J. St. Mill; Archiv für die Geschichte der Philosophie, Bd. IX, Heft 3, pag. 357.

[17]) S. 17. „Obschon es wenige Artikel giebt, die zu allen Zeiten und für immer keine Vermehrung des Angebots zulassen, so kann dies doch bei jeder Ware zeitweilig stattfinden und hinsichtlich gewisser Waren ist dies der gewöhnliche Fall." Klasse 2 und 3 (Mill, Buch III, Cap. II, 5, pag. 115.)

[18]) S. 19. „So oft sich eine neue Geschäftsrichtung darbietet, welche ungewöhnlichen Gewinn in Aussicht stellt, und so oft ein schon bestehender Gewerbs- oder Fabrikationszweig in den Ruf kommt, dass er grösseren Gewinn abwerfe, als den herkömmlichen, kann man gewiss sein, dass binnen kurzem eine so ansehnliche Produktion oder Einfuhr des fraglichen Artikels stattfindet, dass dadurch nicht allein der Extragewinn verloren geht, sondern dass sie hierüber hinaus geht und den Wert um eben soviel herabdrückt, als er vorher zu hoch gestiegen war, bis dann das Ueberangebot wieder durch gänzliche oder teilweise Unterbrechung der Produktion korrigiert wird." (Mill, Buch III, Cap. III, 1, pag. 118.)

[19]) S. 20. Dass bei einer vorzunehmenden Preiskalkulation die bereits gezahlten Preise die Unterlage bilden, zeigt auch Wernicke,

der objektive Wert und Preis, Jena, 1896. „Da infolge des Anwachsens der Bevölkerung, der Veränderung der Einkommensverhältnisse, die infolge der Veränderung der Technik und der Fähigkeiten der Produzenten, sowie infolge der wechselnden Naturchancen niemals das Verhältnis des Bedarfs zum Produktionsertrage genau dasselbe bleiben kann, sondern fortwährenden Schwankungen unterliegt, so werden auch die Preise in stetem Flusse erhalten. Als Grundlage der vorauszuberechnenden Preise dient immer der vorangegangene." pag. 54.

[20] S. 20. „Wenn dies bisweilen versäumt wird, so geschieht es entweder aus Verrechnung oder einer Veränderung bei einem oder dem anderen Elemente dieser Aufgabe, sei es hinsichtlich des natürlichen Wertes, d. h. der Produktionskosten, sei es in betreff der Nachfrage, weil sich der allgemeine Geschmack oder die Zahl oder das Vermögen der Consumenten verändert hat. Solche Ursachen der Störung können leicht vorkommen, und sobald eine derselben eintritt, hört die Uebereinstimmung des Marktwertes des Artikels mit dem natürlichen Wert auf." (Mill, Buch III, Cap. III, 2, pag. 122.)

[21] S. 21, cf. Anm. 19.

[22] S. 21. Die moderne Produktionsweise als Ursache des Missverhältnisses zwischen Bedarf und Vorrat wird von Rodbertus in seinem „Kapital" treffend charakterisiert: „Die Kapitalisten vermögen nicht das Ergebnis ihrer Produktion: den Gewinn, vorauszusehen. Er ist ihnen nicht aus vorauszusehenden Merkmalen, die erst eintreten, wenn das Produkt auf den Markt kommt, . . . ersichtlich. Sie können nur aus der Vergangenheit auf die Zukunft schliessen. Nur die bereits gemachten Erfahrungen des Marktes lassen sie mutmassen, wie dessen künftige Erscheinungen sein werden. Nur der bereits gestiegene oder gefallene Preis, der bereits gezogene Gewinn oder erlittene Verlust giebt ihnen einen Anhalt über den wieder zu hoffenden Gewinn oder den wieder zu fürchtenden Verlust, über die vorzunehmende Ausdehnung oder Einschränkung der Produktion." pag. 171.

Und an einer späteren Stelle sagt er: „Denn die Zeichen des Marktes, aus denen auf ein Bedürfnis geschlossen wird, gehören zur Zeit der Vollendung der Produkte schon der Vergangenheit an, und die Unternehmer ziehen noch dazu, ohne einer vom andern zu wissen, diese Schlüsse. Deshalb ist nicht die Deckung des Nationalbedürfnisses, sondern sind deren Abweichungen die Regel." pag. 196.

[23] S. 21. Auch Wittelshöfer, Untersuchungen über das

Kapital, schildert im Gegensatz zur organisierten die herrschende nicht organisierte, anarchische Produktionsweise: „Aus der Individualität mit ihrem ewigen Wechsel, aus den mangelhaften oder veränderten Kenntnissen, aus der mit der Kapitalbildung verbundenen Verlegung von Produktion und Konsumtion in kulturell verschiedene Epochen und anderen Ursachen ergeben sich Irrtum, materielle Güterveränderung, Wertveränderung und unrichtige Produktion. Den hierdurch entstandenen Störungen soll durch die Spekulation vorgebeugt werden. (pag. 229) . . . Aus dem Privateigentum mit dem Unternehmer- und Lohnprincip in der wirtschaftlichen Organisation folgt nun aber zweierlei: Erstens die Unabhängigkeit der Produktionsleitung von dem Willen der Gesamtheit und die Uebertragung derselben an zahlreiche, selbständig für sich arbeitende Unternehmer." . . . „Zweitens die Gleichgiltigkeit der Unternehmer gegen den Produktionszweck und die Herrschaft der Differenzbildung bei der Bestimmung der Produktionsrichtung. Infolge der Einwirkung dieser beiden Momente wird nun der Irrtum, welcher in der objektiven Gestaltung nur geringen Schaden zu stiften im stande ist, zu den heftigsten wirtschaftlichen Störungen führen. . . . . So ist es einleuchtend, dass der Irrtum einer organisierten Gesellschaft über den Bedarf sich nur auf einen Bruchteil des betreffenden speciellen Produktionsquantums beziehen kann, während die Zahl und Ausdehnung der Einzelunternehmungen, welche sich mit irgend einer Produktion befassen, mit dem Bedarf gar nicht in Einklang stehen muss, so dass ihre Leistung den Bedarf um ein Vielfaches überschreiten kann." pag. 236 f.

[24]) S. 21. Eine treffende Charakterisierung erhält der modern-kapitalistische Unternehmerstandpunkt durch Effertz in dem von ihm dargelegten Antagonismus zwischen Produktivität und Rentabilität. Arbeit und Boden, Bd. II.

[25]) S. 21. „Die passende mathematische Analogie ist die einer Gleichung. Nachfrage und Angebot — die nachgefragte und die angebotene Quantität — wollen ausgeglichen sein. Wenn sie zu irgend einer Zeit ungleich sind, so werden sie durch die Konkurrenz ausgeglichen und zwar geschieht dies mittelst einer Regulierung des Wertes." (Mill, Buch III, Cap. II, 5, pag. 114.)

[26]) S. 22. „Die Nachfrage ist keine fest bestimmte Quantität." (Mill, Buch III, Cap. II, 4, pag. 112.)

[27]) S. 22. „Um die Nachfrage mit dem Angebot vergleichen zu können, muss man darunter nicht einen Wunsch,

oder eine Befähigung, sondern eine Grösse oder Quantität verstehen. Auch sie ist zu keiner Zeit eine fest bestimmte Grösse, sondern sie schwankt mit dem Preise . . . .“ (Mill, vermischte Schriften, III. Arbeiterfrage. Gesamtausgabe von Th. Gomperz, Bd. XII, pag. 114 ff.)

[28]) S. 26. Auch Rodbertus weist in seinem „Kapital“ darauf hin: „Nur das Bestreben, den Arbeitslohn, der mitunter heute einen Teil des Unternehmungsfonds, des Privatkapitals, bildet, als natürlichen Teil des „Kapitals“, des Kapitals an sich zu begründen, konnte die Nationalökonomen veranlassen, in der isolierten Wirtschaft Einkommen für Kapital zu nehmen. Aber das „Privatkapital“, das Kapital aus dem heutigen socialen Vorgange der Produktion, ist eben etwas anderes, als das Kapital an sich, oder nach dem natürlichen Vorgange der Produktion.“ pag. 234.

[29]) S. 26. Eine scharfe Trennung von objektivem und subjektivem Kapital macht Wittelshöfer a. a. O. Das objektive Kapital muss losgelöst vom Eigentumsmoment betrachtet werden; das Eigentum schafft subjektive Kapitalsformen. Beide Kapitalbegriffe sind stets auseinanderzuhalten.

[30]) S. 30. „Genau genommen hat daher der Arbeitslohn eben soviel mit dem Werte zu thun als die Arbeitsmenge; und diese Thatsache selbst ist weder von Ricardo noch von Anderen in Abrede gestellt worden. Wenn man jedoch die Ursachen der Veränderungen des Wertes betrachtet, so ist die Arbeitsmenge dasjenige, worauf es hauptsächlich ankommt; wenn diese nämlich variiert, so geschieht es zur Zeit gewöhnlich bei einem oder bei wenigen Artikeln, wogegen die Veränderungen beim Arbeitslohn, abgesehen von vorübergehenden Fluktuationen, gewöhnlich allgemein sind und auf den Wert keine erhebliche Einwirkung äussern.“ (Mill, Buch III, Cap. 4, pag. 128.)

[31]) S. 35. Vergl. dazu die Ausführungen Capitel VIII, (Ende).

[32]) S. 36. Marshall, Principles of Economics, I[3] pag. 148, Anmerkung 1.

[33]) S. 37. „Ich nehme hierbei durchweg einen solchen Zustand der Dinge an, welcher dort, wo die Arbeiter und die Kapitalisten getrennte Klassen sind, mit wenigen Ausnahmen ganz allgemein vorherrscht, dass . . . . . —“ (Mill, Buch II, Cap. XV, 6, pag. 79).

[34]) S. 37. Marx, Kapital, I[4] pag. 480.

[35]) S. 37. „Der populären Auffassung scheint der Kapitalgewinn eines Geschäfts von den Preisen abzuhängen. Ein

Produzent oder Händler scheint seinen Gewinn dadurch zu erzielen, dass er seine Ware teuerer verkauft als sie ihn gekostet hat. Kapitalgewinn denkt man sich überhaupt als eine Folge von Einkauf und Verkauf; nur weil Käufer für einen Artikel da sind, meint man, sei der Produzent im stande, einen Gewinn zu erlangen; Nachfrage, Kunden, ein Markt für den Artikel — das seien die Ursachen des Gewinns für den Kapitalisten; durch den Verkauf ihrer Artikel geschehe es, dass sie für ihr Kapital Ersatz und Zuwachs erhalten." „Dies ist jedoch nur eine oberflächliche Betrachtung der wirtschaftlichen Maschinerie der Gesellschaft. In keinem Falle finden wir, dass der blosse Uebergang des Geldes von der einen auf die andere Person die wirkliche Grundlage eines wirtschaftlichen Vorgangs ist. Wenn wir uns die Verrichtungen des Produzenten näher ansehen, werden wir erkennen, dass das Geld, welches er für seine Ware erhält, nicht die Ursache des von ihm erlangten Kapitalgewinns, sondern nur die Form ist, in welcher sein Gewinn ihm bezahlt wird." (Mill, Buch II, Cap. XV, 5, pag. 78.)

[36]) S. 44. Vergleiche dazu auch die Ausführungen des Cap. VIB. Ende (die Charakteristik des Buches I betreffend).

[37]) S. 45. Vergleiche dazu Cap. VIB, Ende.

— [38]) S. 50. R. Malthus, drei Schriften über Getreidezölle aus den Jahren 1814 und 1815. Uebersetzt und herausgegeben von E. Leser, Leipzig, 1896. . Cf. besonders den zweiten Aufsatz über die Bodenrente, pag. 45.

[39]) S. 51. Malthus a. a. O. pag. 38 ff. Vergleiche ferner E. Leser, Untersuchungen zur Gesch. der Nationalökonomie, Jena 1881, pag. 49 ff.

[40]) S. 52. D. Ricardo. Grundgesetze der Volkswirtschaft, übersetzt von Baumstark, Leipzig 1877, zweites Hauptstück: Von der Rente, pag. 48.

[41]) S. 52, cf. Mill, Buch III, Cap. V, 1, pag. 137 ff. die Beispiele.

[42]) S. 52, cf. auch Mill, Buch II, Cap. XVI, von der Bodenrente.

[43]) S. 54. Ad. Smith, Untersuchungen über das Wesen und die Ursachen des Volkswohlstandes, deutsch von Stöpel, 1878, Buch II, Cap. V, pag. 121 f.

[44]) S. 56. A. Held, zwei Bücher zur sozialen Geschichte Englands, Leipzig, 1881, pag. 184 ff.

[45]) S. 58. F. A. Lange behauptet in seinem „J. St. Mills Ansichten über die soziale Frage", Duisburg 1866, betitelten Werke, Roscher betrachte die Grundrente im wesentlichen nur

als eine besonders wichtige Art des Kapitalzinses (pag. 53), also nicht als generell von diesem verschieden. Wir haben bei Roscher nirgends eine solche Behauptung gefunden (cf. Roscher, Grundlagen der Nationalökonomie, 19. Auflage, Stuttgart 1888, § 149 ff.).

[46]) S. 58. Lange, a. a. O. pag. 47 ff.

[47]) S. 58. Marx, Kapital, III. Bd., Teil II, pag. 179 ff.

[48]) S. 59, a. a. O.

[49]) S. 63, cf. Lippert über Jevons im Handwörterb. d. Staatswiss. v. Conrad u. A. IV. Bd.

Druck von Rosenbaum & Hart, Berlin W., Wilhelmstr. 47.